

# Die schöne Literatur

## Inhaltsübersicht

### I.

Die schöne Literatur in Württemberg bei Herzog Karls Regierungsantritt: Umblick und Ausblick . . . . .	Seite 411—412
Württembergische Gelegenheitsdichtung im 18. Jahrhundert . . . . .	412—414
Geistliche Dichtung um 1750 . . . . .	414—415
Johann Ludwig Huber und Eberhard von Gemmingen . . . . .	415—416
Landeshochschule und Dichtkunst . . . . .	416—418

### II.

Herzog Karls Beziehungen zur Dichtkunst . . . . .	419—420
Höfische Gelegenheitsdichtung . . . . .	420
Politische Volksdichtung und Tendenzliteratur . . . . .	420—421
Joseph Uriot . . . . .	421—422
Herzog Karls Beziehungen zu Voltaire . . . . .	422—423
Persönliche Beziehungen Herzog Karls zu Dichtern und Gelehrten . . . . .	423—424
Herzog Karl und Goethe . . . . .	424—426
Poetische Verherrlichung Herzog Karls . . . . .	426—428
Herzog Karl und Schiller . . . . .	428—438
Herzog Karl als mittelbarer Förderer der Dichtkunst . . . . .	438

### III.

Balthasar Haug . . . . .	438—440
Fortschritte der schönen Wissenschaften in Schwaben . . . . .	440
Die Dichtkunst auf der Landeshochschule und im Stift seit 1770 (G. D. Hartmann, Reinhard, Conz und andre) . . . . .	440—445
Gotthold Stäudlins Anfänge . . . . .	445—446
Die Dichtkunst in der Karlschule . . . . .	446—451
Der Schiller'sche Freundeskreis (Friedrich Haug, Ludwig Schubart und andre) . . . . .	451—455
Beziehungen zwischen Karlschülern und Tübinger Studenten . . . . .	455—456
Stäudlins Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782 (Fr. Chr. Weisser und andre) . . . . .	456—457
Stäudlin und Schiller (die Schiller'sche Anthologie) . . . . .	457—461

### IV.

Fortsetzung des Stäudlinschen Musenalmanachs . . . . .	461—462
Stäudlin als Dichter . . . . .	462
Christian Schubart in seinen württembergischen Beziehungen . . . . .	463—466
Stuttgarter literarisches Leben in Herzog Karls zweiter Regierungshälfte . . . . .	466—468
Publizistik und Journalismus (die beiden Moser, Ludwig Wehrlein und andre) . . . . .	468—472
Stäudlins Ausgang . . . . .	472
Schillers Besuch in Württemberg 1793/94 . . . . .	472—474
Rückblick . . . . .	474—475

### V.

Die geistliche Liederdichtung und Kirchengesangbücher . . . . .	475—477
Katholischer Kirchengesang . . . . .	477



## Die schöne Literatur

### I.

**U**or der Mitte des 18. Jahrhunderts machte die schöne Literatur in Württemberg eine schwere Krisis durch: es mußte sich entscheiden, ob sie auch fürder eine dunkle Sonderexistenz führen oder den lange versäumten Anschluß an die allgemein deutsche Entwicklung finden sollte. Und es gelang den Schwaben, die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen, mit angespannter Kraft sich in die große Geistesbewegung einzufügen. Welche Wandlungen hat die württembergische Dichtkunst während der halbhundertjährigen Selbstherrschaft Karl Eugens durchgemacht! Als dieser Fürst die Zügel des Regiments ergriff, da war ringsum in seinem Lande niemand zu finden, der den Poetennamen wirklich verdiente: erbauliche Reimereien von Pietisten wechselten mit faden Gelegenheitsversen, die armselige Dichterlein von ihren städtischen oder ländlichen Schlupfwinkeln aus wie aus Streusandbüchsen über ihre wehrlosen und geduldigen Mitmenschen ausschütteten. Aber zur Stunde, da Herzog Karl das Zeitliche segnete, welch ein verändertes Bild! Schon eilte Friedrich Schiller, freilich ferne der Heimat, dem Gipfel seines Ruhmes zu, schon regte der junge Hölderlin, noch in die Mauern des Tübinger Stifts gebannt, die Adlerschwingen, schon bereiteten sich Ludwig Uhland und Justinus Kerner, die bald die Mittel- und Ausgangspunkte einer fester in sich geschlossenen landschaftlichen Poesie werden sollten, in ahnungslos stillem Wachstum auf ihre Kultursendung vor. Und neben dem Höhenflug der Großen eine vielfältige und vielgestaltige Regsamkeit der Kleineren, die alle in lobenswertem Eifer Steine und Steinchen herbeischleppten, um ihn ausbauen zu helfen, den hehren Dom der nationalen Literatur! Jetzt gab es kein stolzes Herabsehen mehr auf die rückständigen Schwaben: überall wurden sie vielmehr als tönende Rufer im Streite, als tapfere Mitkämpfer freundlich willkommen geheißen.

Wie war es doch gekommen, daß von einem so sangfrohen, so sangbegabten Volksstamm die Muse sich jahrhundertlang hatte fast völlig abwenden können? Von einem Volksstamm, der unter den staufischen Herzogen und Kaisern mehr als alle andern zur Blüte des edlen Minnesanges beigetragen und noch in den Zeiten des Humanismus neben den Bruderstämmen in Ehren bestanden hatte? Die seit dem Untergange des schwäbischen Kaiserhauses stetig zunehmende politische Zerklüftung und Zersplitterung des Schwabentums wirkte auch auf die Entwicklung und Kundgebung seiner geistigen Fähigkeiten ungünstig zurück. Wohl erhielt die Landschaft allmählich wieder in dem rastlos emporstrebenden und sich der schwäbischen Erbschaft der Staufer bemächtigenden württembergischen Herzogtum einen politischen Sammelpunkt: indessen war die geistige Richtung, die dieses einschlug, der Entfaltung der schönen Künste durchaus nicht hold. Es verschanzte sich hinter einer chinesischen Mauer und sperrete sich und seine Sonderkultur ängstlich gegen jeden Einfluß vom Reiche draußen ab. Die innige Hingabe an den Humanismus, die Philosophie, die protestantische Theologie und in Verbindung damit

das Vorwalten des abstrakten Denkens erzeugten eine einseitige Bildung, die dem freien Spiele der Phantasie sich nicht als günstig erwies. Viel Elend und Druck lastete zudem auf dem Volke, das seit dem Tode des wackeren Herzogs Christoph mit seinen Fürsten wenig Glück hatte. Und die irdische Not stärkte unter den Untertanen die Neigung zur Frömmerei und Kopfhängerei, die ihrerseits wiederum die heitreren Künste in die Flucht schlug. So gleicht die württembergische Literatur vom Ende des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts einer unbebauten Wüste, die nur durch ganz wenige Oasen unterbrochen wird. Mit den beiden Namen Valentin Andreaë und Georg Rudolf Weckherlin ist das Nennenswerte so ziemlich erschöpft.

In die literarischen Zustände Württembergs zur Zeit von Karl Eugens Regierungsantritt gewähren die Schriften von Zeitgenossen willkommenen Einblick. Johann Ludwig Huber, der im Jahre 1751 ein Bändchen „Oden, Lieder und Erzählungen“ anonym veröffentlicht hat, beleuchtet in einem als Vorwort dienenden offenen Schreiben rücksichtslos die unwürdige Stellung der schönen Wissenschaften und zumal der Dichtkunst in Schwaben, wo der große Haufe nicht einmal wisse, daß Haller, Klopstock, Bodmer, Hagedorn und Gleim auf der Welt seien. Er macht für diese Barbarei in erster Linie die Tübinger Hochschule verantwortlich, die doch der natürlichste Hort der Muse sein solle, in Wirklichkeit sich aber ihr gegenüber feindlich verhalte. Wohl gebe es dort einen Lehrer, der von der Poesie den Titel führe und sie bekannt und beliebt zu machen berufen sei: aber er dürfe selbst kein Dichter sein; aus dem weltberühmten Stifte seien große Männer auf allen Gebieten hervorgegangen: nur habe man kein einziges Beispiel, daß sich in ihm ein Dichter, wenn auch nur ein mittelmäßiger, gebildet habe; die übrigen Studenten wenden ihren ganzen Fleiß bloß auf diejenigen Wissenschaften, durch welche sie einen Dienst und Brot erlangen können: dergleichen Wissenschaft sei die Dichtkunst freilich nicht. Freiherr Eberhard von Gemmingen eilte, ausgerüstet mit den Waffen seiner Ironie, seinem mehr pathetisch gestimmten Freunde Huber zu Hilfe. Die von ihm 1753 herausgegebenen „Poetischen und prosaischen Stücke“ enthalten auch ein „Von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben“ betitelttes Feuilleton, worin er unter der Maske, die von Huber angegriffene Ehre der schwäbischen Dichter zu verteidigen, sich über diese lustig macht. Er teilt die in Württemberg vorhandenen Reimschmiede in sechs Klassen: Hofpoeten, Kanzleipoeten, Kirchenpoeten, Universitäts- oder Schulpoeten, Stadtpoeten und Dorfpöeten, und charakterisiert jede einzelne Sattung mit schlagendem Witz.

Wenn wir das Ergebnis der Gemmingenschen Betrachtungen vom historischen Standpunkt aus zusammendrängen, so bedeutet es, daß Gelegenheitsdichtung und kirchliche Dichtung im Lande damals ausschließlich geherrscht haben. Nicht jene höhere und feinere Art der Gelegenheitspoesie, wo ein beliebiger, meist recht unbedeutender äußerer Anlaß die Saiten des Seelenorgans in Schwingung setzt und dem Dichtergemüt die reinsten, echtesten Töne entlockt: vielmehr eine solche, wobei höfische, öffentliche und private Feste, fröhliche und traurige Ereignisse in vornehmen oder bürgerlichen Familien zu konventionellen Reimereien anstiften, die weder mit Herz noch mit Geist entfernt etwas zu tun haben.

Die Gelegenheitsdichtung in Württemberg war damals ein Sport, der in ein förmliches System gebracht war. Alles dichtete ohne Unterschied des Alters, des Standes, des Geschlechts, und auf alles wurde gedichtet. Obenan standen die Leichencarmina. Die geistlichen Dichter wetteiferten da mit den weltlichen. Religiöse Gesinnungen, moralische Betrachtungen, didaktische Nutzenwendungen fanden in mehr oder weniger feststehenden Phrasen volltönenden Ausdruck. Ein Prälat oder sonst ein angesehenener Mann im Lande konnte nicht sterben, ohne daß ihm gereimte Totenklagen dukendweise in das Grab nachgesandt wurden. Natürlich pflegten die Machwerke gedruckt zu werden, entweder einzeln

oder zu Heften von manchmal recht stattlichem Umfange vereinigt. Die Trauergedichte waren den Abgeschiedenen von bestimmten Personen gewidmet: von den nächsten Angehörigen, entfernteren Verwandten, Freunden, Berufsgenossen, Untergebenen, Schülern, auswärtigen Kollegen, oder gingen solche von ganzen Gesellschaften, Vereinen und Korporationen aus. Wenn sich einmal die „tiefgebeugte Witwe und zehn unverförgte Kinder“ als Widmende bezeichnen, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Hinterbliebenen besser daran getan hätten, solche überflüssigen Ausgaben zu sparen. Denn diese Liebhaberei verschlang natürlich beträchtliche Summen, außer den Kosten für Papier und Druck manchmal auch noch Honorar. Befand sich unter denjenigen, welche das poetische Ehrenndkmal errichten wollten, einer, der sich nur halbwegs auf das Verseschmieden verstand, so besorgte er die Arbeit. Andernfalls bestellte man das Leichengedicht bei einem befreundeten oder bekannten Poeten, der es vielleicht umsonst tat, oder bei einem gewerbsmäßigen Festdichter, der sicher dafür Bezahlung verlangte.

Einen kaum minder dankbaren Stoff zu Gelegenheitsgedichten boten die Hochzeiten mit Einschluß der silbernen und goldenen. Auf diesem Gebiete wirft sich der Humor zum willkommenen Nebenbuhler des Pathos auf. Die Neujahrstage ließ man sich natürlich so wenig wie die Geburtsfeste entgehen. Amtsantritt oder Dienstjubiläum von Beamten, Geistlichen, Lehrern gaben erwünschte Vorwände, die Keimlust zu befriedigen. Noch beliebter als poetische Willkommgrüße an aufziehende Würdenrräger waren Abschiedsgedichte. Diese gehörten namentlich zu den akademischen Sitten. Wenn ein Professor seinen Wirkungskreis verließ, so beurfundeten ihm seine Schüler ihre Dankbarkeit durch ein Poem, das die Vorzüge des Scheidenden ins hellste Licht setzte. Aber auch wenn ein Student sich vom Burschenleben trennte, widmeten ihm die Kameraden Abschiedsverse, die bald einen elegischen Ton, mitunter auch im elegischen Versmaß, anshlugen, bald sich in den Formen des geselligen Trinklieds bewegten oder gar dem in Kneipzeitungen üblichen Ulf die Zügel schießen ließen.

Endlich finden sich in den einheimischen Blättern jenes Zeitalters, zumal in der „Stuttgardischen privilegierten Zeitung“, mancherlei Gelegenheitsgedichte, regelmäßig ohne Namen des Verfassers, so auf den Herzog bei den verschiedensten festlichen Anlässen, auf Kaiser Joseph II. bei seinem Stuttgarter Besuch im April 1777, auf den Jahresanfang usw.

Diese ganze Art von Poesie ist natürlich, wie bei der Vielheit und Buntheit der an ihr beteiligten Dichter sich gar nicht anders erwarten läßt, von sehr ungleichem Wert. Neben dem Trivialen und Schablonenhaften, das überwiegt, mutet einzelnes recht freundlich an, anderes besticht durch Witz, ausnahmsweise bekommt man sogar den Eindruck individueller Färbung. Jedenfalls zeugen die Gelegenheitsverse für weite Ausbreitung der mechanischen Fertigkeit und äußerlichen Gewandtheit im Dichten. Der Umschwung der poetischen Kunst spiegelt sich auch in diesen untergeordneten Erzeugnissen der Muse wider. Bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts sind sie in Form und Ausdruck noch durchaus steif und ungelent, schwerfällig und schwülstig. Dann werden die besseren unter ihnen allmählich leichtflüssiger und anmutiger, während manche Dichter freilich es sich in den siebenziger Jahren noch nicht nehmen lassen, das verschnörkelte Pathos der älteren Zeit zu konservieren. Auch im Inhalt läßt sich die Wandlung vom moralisch-didaktischen Grundton zu einem freieren und heiteren Spiel der Phantasie verfolgen. Denn die Gelegenheitsdichtung hat während der ganzen Regierungsperiode Herzog Karls einen breiten Raum eingenommen. Nur ist sie allmählich auf das geziemende Niveau einer Spezialität neben anderen, übergeordneten Gattungen herabgedrückt worden, während sie, als Karl Eugen die Herrschaft antrat, in Württemberg den ersten Rang einnahm.

Zum großen Teil hüllen sich unsere Gelegenheitsdichter in Anonymität; aber daneben zählen die, welche mit ihren Namen öffentlich hervortreten, noch immer nach

Hundertern. Mitten unter der Schar von Dilettanten finden sich manche bekannte, ja berühmte Persönlichkeiten: Philipp Friedrich Hiller, der Hauptdichter des württembergischen Pietismus, die gekrönte Magdalena Sibylla Rieger, die beiden Haug, Balthasar, der Vater, und Friedrich, der Sohn, Gotthold Stäudlin und vor allem der stets gefällige und reimbereite Schubart. Wahrscheinlich dürfen wir ihm manches derartige anonyme Stück, das in keine seiner Gedichtsammlungen übergegangen ist, zusprechen. Sogar Schillers erlauchter Name steht mit dieser Art von Poesie in Verbindung. Außer den unvermeidlichen Verherrlichungen Karls und Franziskas gehören namentlich die Totenfeier des Generals Rieger und das noch immer nicht wiederaufgefundene Leichencarmen auf den Hauptmann Wildmeister hieher; sehr fraglich ist, ob auch ein poetischer Festgruß an den in Stuttgart weilenden Kaiser Joseph II. dem Siebenzehnjährigen zugeschrieben werden darf.<sup>1)</sup> Mit besonderem Vergnügen begegnet man unter denen, welche sich in Gelegenheitsversen versucht haben, Männern, deren Nachkommen später als Poeten zu Ansehen gelangt sind, so z. B. dem Roswager Schulmeister Israel Hartmann, als dem Vater des hochbegabten Gottlob David, oder dem Landschaftskonsulenten Johann Wolfgang Hauff, als dem Großvater Wilhelms.

Einzelnen dieser Gelegenheitsdichter hat es gefallen, ihre Erzeugnisse in Buchform der Nachwelt zu überliefern. So namentlich Johann Schwindrazheim (1736—1813) aus Neuenbürg, der, ehe er die Somaringer Pfarrei erhielt, Professor an der obersten Klasse der Ludwigsburger Lateinschule war. Er veranstaltete 1782 eine Sammlung seiner Trauer-, Hochzeits- und sonstigen Gelegenheitsgedichte unter dem Titel „Kasualgedichte eines Württembergers“. Schiller, der übrigens niemals Schwindrazheims Schüler gewesen ist,<sup>2)</sup> hat im ersten Stücke seines Württembergischen Repertoriums diese Schöpfungen des von ihm persönlich geschätzten Mannes mit pietätvoller Milde beurteilt. Sie verraten zwar derben Witz, aber keine Spur von echter Poesie oder von geläutertem Geschmack, ganz abgesehen von der Einförmigkeit des Inhalts.

Außer den Gelegenheitsdichtern gab es vor der Mitte des 18. Jahrhunderts in Württemberg weltliche Dichter so gut wie gar nicht. Denn was wollte es besagen, daß der Böhringer Pfarrer Jeremias Höslin, der sich übrigens um die Landwirtschaft und Kultivierung der Schwäbischen Alb Verdienste erworben hat, 1749 sich in langweiligen Alexandrinern für das heilkräftige Röthelbad bei Seislingen begeisterte? Im übrigen konnte man damals in Württemberg den Hagedorn und Sellert, den Haller und Kleist oder gar dem jugendlichen Sänger des Messias nichts als eine Schar religiöser Lyriker entgegenstellen. Und zwar waren es fast ausschließlich Anhänger der pietistischen Richtung, die ja seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts den vollständigen Sieg im Lande errungen hatte. Ihre Kornphäen ragten zum großen Teil, und manche noch ziemlich weit, in die Epoche Karl Eugens herein: Prälaten, Konsistorialräte, Hofprediger, Theologieprofessoren und daneben einfache Landpfarrer, lauter ehemalige Tübinger Stiftsstudenten. Sie alle fühlten sich, wie gering ihr poetisches Talent und ihr ästhetisches Rüstzeug sein mochten, dazu berufen, den Liederschatz des evangelischen Volkes zu vermehren. Selbst das gewaltige Schulhaupt Albrecht Bengel dichtete; es dichteten die Prälaten Philipp Heinrich Weissensee, Friedrich Christoph Öttinger, der gedankenschwere Theosoph, und der einflußreiche Johann Christian Storr, Samuel Urlsperger, den sein Freimut um die Stuttgarter Hofpredigerstellung brachte, der durch die Kraft seiner Persönlichkeit die Gemüter beherrschende Maximilian Friedrich Christoph Steinhöfer, dann die Männer, denen das württembergische Gesangbuch von 1741 seine Entstehung verdankte: der Prälat Wilhelm Gottlieb Tafinger und sein Kollege Ludwig Eberhard Fischer, der am Kampfe der Landstände gegen den Herzog hervorragenden Anteil nehmen sollte. Bis

1769 lebte noch der Hauptdichter des württembergischen Pietismus, Philipp Friedrich Hiller, als Pfarrer zu Steinheim am Albuch. Ihm gebührt das Verdienst, durch seine Lieder, die durch ihre Klarheit und Natürlichkeit von den meisten poetischen Erzeugnissen des Pietismus angenehm abstechen, Bengels Ideen in allgemein faßlicher Weise dem Volke vermittelt zu haben. Und auch Magdalena Sibylla Rieger, die Tochter des Prälaten Weißensee, die körperliche Leiden zur Dichterin gestempelt hatten, huldigte bis zu ihrem 1786 erfolgten Tod einer frommen, glaubensinnigen Muse und ließ sich von dieser auch viele, allerdings ganz von pietistischer Moral durchtränkte Gelegenheitsgedichte bescheren. Einem jüngeren Geschlechte von religiösen Poeten, das etwa gleichzeitig mit Herzog Karl heranwuchs, werden wir noch später begegnen.

So stand es um die württembergische Poesie zu der Zeit, da sich Huber und Semmingen mit ihren Angriffen hervorstuckten. Schon dadurch, daß sie durch ihre Kritik eine Frage, um die sich bislang niemand gekümmert hatte, zur Debatte stellten und in Fluß brachten, erwarben sie sich um die Entwicklung der einheimischen Poesie entschiedene Verdienste. Sie besaßen aber nicht bloß die richtige Erkenntnis von dem, was nützt, sondern erläuterten auch ihre Anschauungen praktisch durch poetische Versuche und traten damit an die Spitze der neuzeitlichen württembergischen Dichtung. Johann Ludwig Huber, am 21. März 1723 als Pfarrerssohn zu Großheppach geboren, vertauschte den theologischen Beruf als Tübinger Student mit dem juristischen, wurde Hofgerichtsadvokat in Stuttgart und trat 1750 in den Staatsdienst, zunächst als Vogt des Oberamts Nagold. Von hier aus sandte Huber, der sich schon frühzeitig mit den schönen Wissenschaften beschäftigt, auch sein Talent an Übersetzungen geübt hatte, das oben erwähnte Bändchen „Oden, Lieder und Erzählungen“ 1751 anonym in die Welt. 1756 wurde er auf das Bebenhausen, 1762 als Regierungsrat auf das Tübinger Oberamt versetzt. Hier leistete er den ungesetzlichen Steuerplänen des Herzogs 1764 mannhaften Widerstand und riß durch sein Beispiel das ganze Land fort. Karl Eugen ließ den kühnen Beamten ein halbes Jahr lang auf dem Hohenasperg schmachten. Durch das Fürwort des kaiserlichen Gesandten aus dem Kerker befreit, lebte Huber als Privatmann in Tübingen, seit 1788 in Stuttgart, wohin er der Nähe seines Freundes Semmingen zulieb zog. Er teilte seine Zeit zwischen Rechtsgeschäften, die ihm von vielen Seiten anvertraut wurden, und literarischer Beschäftigung. 1775 gab er einen Band Gedichte unter dem Titel „Versuche mit Gott zu reden“ und 1783 „Vermischte Gedichte“, beide Sammlungen wieder anonym, heraus. Tischgebete und zwei kleinere dramatische Arbeiten, 1779 ein Nachspiel „Das Lotto oder der redliche Schulz“ und 1791 ein Melodrama „Tamira“, gesellten sich hinzu. 1793 errichtete er dem verstorbenen Semmingen ein biographisches Denkmal in schwungvoller Prosa, und 1798 ließ er „Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muse auf der Vestung“ folgen. Diese autobiographische Arbeit, der ein poetischer Anhang von Erzeugnissen aus der Zeit der Hohenasperger Gefangenschaft beigegeben ist, liefert nicht nur einen beachtenswerten Beitrag zur Zeitgeschichte, sondern macht uns auch mit der Denkart des Mannes in erwünschter Weise bekannt. Er verschied am 30. September 1800.

Zu dem unerschrockenen Vorkämpfer und Märtyrer für Recht und Gesetz, zu dem gefeierten Patrioten blickten die jüngeren Talente zugleich empor als zu dem ehrwürdigen Förderer der einheimischen Poesie. In Hubers Dichtungen spiegelt sich sein im Leben betätigter persönlicher Charakter aufs deutlichste ab. Pflicht und Tugend sind die Gottheiten, denen er dient. Er selbst bezeichnet als den Endzweck seiner gesamten literarischen Tätigkeit Gemeinnützigkeit. In seinen Gedichten waltet ein tief sittlicher Ernst und die echte Frömmigkeit eines von kirchlichen Vorurteilen unabhängigen Mannes. Manches darin ist groß gedacht, manches in wirklich erhabenem Tone durchgeführt. „Tamira“

behandelt in gehobener Prosa den Sieg der Königspflicht über die Vaterliebe. Solche pathetische Stoffe sagen Hubers natürlichem Talent am besten zu. Daneben hat er mit Vorliebe kleine poetische Erzählungen, Fabeln, Epigramme gefertigt. Diese Stücke haben alle eine satirische Spitze oder sonst eine unverhüllte moralische Tendenz. Huber ist Reflexionspoet, und er ist es mit vollem Bewußtsein. Seine Vorbilder sind die Schweizer, namentlich Haller, ferner Hagedorn, erst in späteren Jahren auch Klopstock. Im Gegensatz zu dem in Schwaben bisher üblichen inhaltlosen Reimgeklingel hat er reimlose Metren bevorzugt. Die Absichtlichkeit, der Mangel an sinnlicher Naivetät trüben den Genuß seiner Poesie mehr noch als die häufigen Schwerfälligkeiten in der Behandlung der Stoffe und Unbeholfenheiten im sprachlichen Ausdruck. Dennoch verweilt man nicht ungern bei Huber. Denn er ist seit langer Zeit wieder der erste schwäbische Dichter von charakteristischem Gepräge. Und nicht allein darum. Seine Erscheinung weist auch auf eine größere Zukunft hin. Wichtige Elemente der Schillerschen Muse zeigen sich bereits in der Huberschen, hauptsächlich die Begeisterung für Bürgertugend und der Haß gegen die Tyrannei. Aber Huber hat nur etwas von Schillers sittlichem Pathos, nichts von seiner weltbewegenden Kraft. Ja, das geniale Ungefühl des Dichters der Räuber scheint bei dem unbeugsamen Manne des verbrieften Rechtes kein Verständnis gefunden zu haben. Wie Huber moralische Bedenken gegen Schillers Jugendwerk beschließen, so hätte er vermutlich auch zu Tells patriotischer Mordtat mißfällig den Kopf geschüttelt.

Freiherr Eberhard von Semmingen, der am 5. November 1726 zu Heilbronn das Licht der Welt erblickt hat, studierte Rechtswissenschaft zuerst in Tübingen, dann in Göttingen, wo des Jünglings Neigung für die schönen Wissenschaften mehr Befriedigung fand und der Umgang mit Albrecht von Haller ihn zu eigenen poetischen Versuchen ermunterte. Nachdem er auf Reisen seine Bildung vollendet hatte, wurde er 1748 württembergischer Regierungsrat. 1750 veröffentlichte er „Lieder, Oden und Erzählungen“ in zwei Büchern, 1752 gab Bodmer von ihm ein Heftchen „Poetische Blicke in das Landleben“ heraus, und 1753 folgten die früher schon erwähnten „Briefe nebst andern Poetischen und Prosaischen Stücken“. Mit diesen drei Sammlungen, denen er übrigens seinen Namen auf den Titeln nicht vorsetzte, war, von einigen Gedichten im Göttinger Musenalmanach abgesehen, seine kurze literarische Laufbahn beendet. Aber seine Teilnahme an der Entwicklung der einheimischen Literatur ließ auch unter der Last eines verantwortungsreichen Amtes nicht nach. Im Laufe der Zeit war er zum Regierungspräsidenten und wirklichen Geheimrat vorgerückt. Der seiner verdienstvollen amtlichen Wirksamkeit wie seiner Charakterfestigkeit wegen allgemein geachtete Mann starb zu Stuttgart am 19. Januar 1791.

Semmingens poetische Physiognomie ist in den Grundzügen mit der seines bedeutenderen und kraftvolleren Freundes Huber verwandt. Beide haben sich an denselben Mustern gebildet. Aber mehr noch als ein Schüler Hallers ist Semmingen ein Jünger des Horaz. Seine Gedichte triefen von Horazischer Weltweisheit, er preist das Landleben im Horazischen Geist, er verwendet mit Vorliebe, wenn auch nicht mit sonderlichem Geschick, Horazische Versmaße. Reicht Semmingen auch nicht an Hubers Pathos und Schwung heran, so ist er dafür geschmeidiger. Einige seiner Fabeln, die er gerne mit Kehrreimen versieht, sind nicht ohne Witz. Und in seinen humoristisch-satirischen Prosaaufsätzen zeigt er einen artigen Anflug von feuilletonistischer Begabung.

Die Anregungen Hubers und Semmingens wirkten fort. Die Landesuniversität, das evangelische Stift hatten diese beiden Männer für das Darniederliegen der schönen Wissenschaften in Württemberg mitverantwortlich gemacht. Das wollte man sich dort nicht sagen lassen. Man wollte beweisen, daß man in der Poesie auch etwas zu leisten vermöge. Der damalige Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, Johann Gott-

lieb Faber, suchte auf den Geschmack seiner Schüler Einfluß zu gewinnen und ermunterte sie zu poetischen Versuchen. Eine Anzahl Studenten, meist Stiftler, versammelten sich wöchentlich in seinem Haus, um, wie er es selbst ausdrückt, ihre akademischen Nebenstunden mit vernünftigen Ergötzungen aufzuräumen. Faber hielt darauf, daß sich die



Freiherr Eberhard von Gemmingen

jungen Leute der deutschen Sprache bedienten. Das war gewiß rühmlich. Aber daß er etwas so Selbstverständliches geflissentlich betonen und sogar rechtfertigen mußte, läßt einen tiefen Blick in die mittelalterliche Barbarei tun, in die damals die Landeshochschule versunken war. Zuerst wagte ein einzelner Tübinger Jüngling einen selbständigen Flug an die Öffentlichkeit, der als Dekan in Wildberg verstorbene Theologe Georg Jakob Duttenhofer (1729—1780) aus Calw. Er ließ 1751 anonym „Schwäbische Gedichte“ erscheinen. Mit maßloser Hestigkeit zieht er in der Vorrede wider Hubers



wegwerfende Urteile über die schönen Wissenschaften in Schwaben zu Feld: seine eigenen Leistungen sind jedoch eher geeignet, diese Urteile zu bekräftigen als zu entkräften. An Stelle des männlichen Ernstes eines Huber und Gemmingen tritt bei Duttenhofer unreife, Knabenhafte Spielerei. Eine dichterische Zukunft ist ihm denn auch nicht beschieden gewesen.

1753 gab Professor Faber selbst ein Bändchen „Gedichte und Abhandlungen in ungebundener Schreibart“ heraus, Erzeugnisse seiner Schüler, von denen keiner einzeln namhaft gemacht ist. Sowohl die Gedichte als die Prosaaufsätze sind wertlose, teilweise kindliche Schulübungen. Lediglich um seiner Folgen willen erregt das Büchlein einiges Interesse. Im Tübinger Stift entrüsteten sich nämlich die maßgebenden Persönlichkeiten darüber, daß Zöglinge ihre der heiligen Wissenschaft geweihte Zeit mit solchem Tande vergeudeten und deutsche Gedichte, darunter — entsetzlich! — sogar zahlreiche Liebeslieder, der Öffentlichkeit preisgaben. Man ergriff Maßregeln, um für die Zukunft so schweres Ärgernis zu verhüten. Faber ward von seinem poetischen Lehramt entfernt und auf die theologische Professur beschränkt, brachte es übrigens doch noch zu den höchsten kirchlichen Würden.

Nicht besser als Faber und seinen Schülern erging es zehn Jahre später den Urhebern eines ähnlichen literarischen Unternehmens. Die beiden Stiftsstudenten Johann Jakob Suoth (1743—1766) aus Rosenfeld und Johann Christoph Schwab (1743—1821) aus Isfeld ließen 1763 das erste Stück einer „Neue Beiträge zum Vergnügen des Geschmacks, des Verstands und des Herzens“ betitelten Monatschrift erscheinen. Der Inhalt, Verse wie Prosa, bekundet immerhin gegenüber der Faberschen Sammlung einen Fortschritt, wenn auch von echt Klopstockschem Geist noch nicht viel darin zu spüren ist. Da man nun schon einmal im Stift Beschäftigung mit der Poesie als Verbrechen betrachtete, konfiszierte man die Auflage der Monatschrift und sperrete die zwei Herausgeber samt dem Buchdrucker mehrere Tage in das Karzer. Eine Apostrophe an den Himmel in einem von Schwab herrührenden Liebesgedicht hatte der Universitätskanzler sogar für eine Sünde wider den heiligen Geist erklärt. Den Stipendiaten aber wurde von neuem eingeschärft, daß der Umgang mit den Musen sich für einen Theologen nicht zieme. Suoth, dem Anscheine nach der poetisch Begabtere von beiden, starb als jugendlicher Präzeptor zu Ebingen; von Schwab, vor dem sich eine höchst ehrenvolle Laufbahn aufstat, werden wir später noch hören. Die drakonischen Maßregeln der Stiftsbehörden blieben aber nicht ohne abschreckende Wirkung. Noch für die sechziger Jahre bezeugt David Christoph Seybold (1747—1804) aus Brackenheim, ein tüchtiger Philologe und fruchtbarer Schriftsteller, der erst 1796 aus dem Ausland als Tübinger Universitätsprofessor nach Württemberg zurückkehrte, in seiner 1778 erschienenen württembergischen Klostergeschichte „Hartmann“, daß die Tübinger Stiftsstudenten — er war selbst einer gewesen — wenig oder keinen der neueren Dichter gekannt haben. Und der reichbegabte und hochstrebende Klopstockjünger Johann Jakob Hill (1747—1772) aus Stuttgart, das Urbild des Seyboldschen „Hartmann“, den ein früher Tod an der Verwirklichung seiner großen poetischen Träume hinderte, schrieb vom Tübinger Stift aus, wo er von 1765 bis 1769 studierte: „Man kann hier, ohne verabscheut zu werden, sich nicht zu den Musen bekennen. Man kann nicht einmal sicher genug von ihnen schweigen. Der blinde Beifall ist, wo nicht das ehrlichste, doch das äußerste Hilfsmittel an einem Orte, wo Naturalismus und schöne Wissenschaft meistens für einerlei genommen werden.“ Doch der Geist der Zeit erwies sich mächtiger als alle Autorität einer beschränkten und veralteten Weltanschauung. Und der Umschwung war näher, als Hill damals ahnen mochte.

## II.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, bald nach dem Beginn der Ära Karl Eugens, begann also Württemberg in den literarischen Wettbewerb der deutschen Landschaften einzutreten. Da erhebt sich die wichtige Frage ganz von selbst: Welchen Anteil hat der Herzog an der Entwicklung der neuen Dichtkunst im Lande gehabt, welche fördernden oder hemmenden Einflüsse sind von dieser Seite ausgegangen?

Daß Herzog Karl von Natur die glücklichsten geistigen Anlagen besessen hat, ist einmütig durch die zeitgenössische Beurteilung anerkannt und von der Geschichtschreibung bestätigt worden. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm auch, die Mängel einer keineswegs regelmäßigen Erziehung und gründlichen Ausbildung wettzumachen. Mit leichter Auffassungsgabe und einem vorzüglichen Gedächtnis ausgerüstet, mit raschem Blick die Menschen durchschauend und die Verhältnisse durchdringend, mit selbstsicherer Gewandtheit seinen Gedanken und Meinungen Ausdruck und Form verleihend, wußte er sich im Laufe seines langen Lebens vielseitige wirkliche Kenntnisse oder doch den Schein von solchen anzueignen. Diese Eigenschaften kamen ihm auch im mündlichen wie schriftlichen Verkehr zugut, und er verstand sich, wenn er wollte, vorzüglich auf die Kunst, Menschen für sich zu gewinnen. Seine Unterhaltung war anregend und belebt; im leichten Plaudertone wußte er auf die verschiedensten Gesprächsgegenstände einzugehen, ohne je bei Rede oder Gegenrede in Verlegenheit zu geraten. Deutsch und französisch drückte er sich mit gleicher Fertigkeit aus. Seine Erziehung war ja ganz im französischen Geiste geleitet worden, und er hatte sich von zarter Jugend an in französischer Sprache und Literatur heimisch gemacht. Die ursprünglichen Mängel im deutschen Unterricht holte er mit der Zeit wenigstens äußerlich vollständig herein; zum mindesten erlangte er auch über die deutsche Sprache vollkommene Herrschaft. In den zahlreichen schriftlichen Aufzeichnungen, Briefen, Erlassen und dergleichen, die sich von ihm erhalten haben, zeigt er sich als beweglicher und eleganter Stilist, der sich durchsichtigerer und kürzerer Perioden, als damals üblich war, befleißigte. Jedenfalls war er seinen Seheimeräten in dieser Hinsicht weit überlegen. Er legte auch großen Wert auf die Form seiner schriftlichen Kundgebungen, pflegte fleißig an seinen Entwürfen zu feilen und zu korrigieren. Vorzüglich brachte er es zustande, in den feinsten und höflichsten Redewendungen seine unverhohlene Meinung wissen zu lassen. Wenn er seinen Stil überreich mit schwülstigen Phrasen und Bildern schmückte und namentlich mit Redensarten aus dem Bereiche der Ethik aufpuzte, mit Ausdrücken wie Tugend und Seelenadel allzu freigebig um sich warf, so ist hiefür mehr der Zeitgeschmack als er persönlich verantwortlich zu machen.

Trotz dieser unverkennbaren schriftstellerischen Begabung hat Karl Eugen keine eigentlichen literarischen Leistungen aufzuweisen, man müßte denn die sorgsam ausgedachten Reden, die er in seiner Akademie gehalten hat, als solche gelten lassen. Gelegenheitsverse hat er wohl dann und wann in französischer und deutscher Sprache gefertigt: sie tragen aber das deutliche Gepräge reinsten Dilettantismus, und der Herzog selbst hat sich schwerlich etwas darauf zugut getan. Schon als Jüngling widmete er der Prinzessin Friederike zur Zeit, da er sich um sie bewarb und mit ihr verlobt war, galante Gedichtchen, von denen sich jedoch keines erhalten hat. Dagegen sind poetische Grüße, die er in späteren Jahren an seine Franziska gerichtet hat, auf uns gekommen. Auch die von ihm in freien, reimlosen Rhythmen verfaßte Inschrift für den Grabstein der Hohenheimer Einsiedelei<sup>3)</sup> mag als eine Art von poetischer Leistung gelten. Das ist aber auch alles und so wenig, daß man ihm keine Spur schöpferisch poetischer Begabung zusprechen kann. Ja, der Herzog hat überhaupt bei entschiedener Veranlagung für die Kunst im allgemeinen für die Dichtkunst im besonderen am wenigsten Sinn gehabt.

Er verstand eben weit besser mit den Augen und Ohren als mit Gemüt und Herz zu genießen, und so kamen bildende Kunst und Musik seinem Naturell mehr entgegen als die Poesie. Sein Kunstsinne gründete sich nicht sowohl auf die Phantasie als auf den Verstand; jene war bei ihm verhältnismäßig schwach entwickelt, dafür funktionierte sein Hirn durchaus normal. So fand er zur rechten Zeit den Weg zur Umkehr und vermochte zuletzt noch nach mancher Richtung für sein Land und Volk segensreich zu wirken, während der ungleich phantasiebegabtere Ludwig II. von Bayern, an den Karl Eugen in seiner ersten Regierungsepoche mannigfach erinnert, in den Fluten des Starnberger Sees geendet hat.

Wie es bei Fürsten, und zumal bei solchen des 18. Jahrhunderts, natürlich ist, stand auch Herzog Karls Kunstliebe im engsten Zusammenhang mit den Bedürfnissen seines Hofhalts, mit Repräsentation und Prachtentfaltung. Da mußte die Poesie zurücktreten. Am meisten hatte sie Raum zur Entfaltung auf der Schaubühne. Aber in den Zeiten, da das herzogliche Hoftheater auf der Höhe stand, gab es keine Pflege des deutschen Schauspiels. Die Komödien wurden ausschließlich in französischer, die Opern und Singspiele in französischer oder italienischer Sprache aufgeführt. Damals las auch der Herzog weit mehr französisch als deutsch. Über seine deutsche Lektüre während der ersten Regierungshälfte fehlen uns die genaueren Nachrichten: sie dürfte sich aber, zum mindesten was schöne Literatur anbelangt, auf ein ganz geringes Maß beschränkt haben.

Selbstverständlich rankte sich auch die höfische Gelegenheitsdichtung an den Festen empor, die in Stuttgart und Ludwigsburg veranstaltet wurden, und der Herzog ließ sich solche Verherrlichungen seiner Person und seines Treibens gefallen, selbst wenn sie die Form deutscher Verse trugen. Das hatte natürlich mit wirklicher Poesie oder mit der Begünstigung solcher nichts zu tun. Dichter und Dichterlinge drängen sich stets gerne an Fürsten heran, zumal an junge, deren Geschmacksrichtung noch im Ausbilden begriffen ist. So hören wir, daß schon dem zwölfjährigen Prinzelein häufig Gedichte überreicht wurden — hauptsächlich von Leuten, die es auf seine Börse abgesehen hatten. Eine stattliche Liste von Vergabungen an solche aus den Jahren 1740 und 1741 hat sich erhalten:<sup>4)</sup> französische und deutsche Verseschmiede lösen darin einander ab, und unter den schwäbischen wechseln württembergische Landesfinder mit Reichsstädtern. Ein Christian Ernst Wittich von Ludwigsburg, ein Rohr aus Eßlingen, ein Wagner aus Merklingen, ein Maier aus Eßlingen, ein Philipp Keller aus Tübingen, ein Theologe Johann Friedrich Hiller werden unter denen verzeichnet, welche Geschenke für überreichte Verse empfangen haben. Auch an Dedikationen von Büchern fehlte es schon damals nicht. Nachdem der Herzog das Regiment selbst übernommen hatte, mehrte sich natürlich die Zahl der Literaten, welche sich an ihn machten, obwohl bei ihm selbst die Freigebigkeit gegen solche Schmarozer sich im selben Maße verminderte.

Je drückender sich allmählich Karls Herrschaft für das württembergische Volk gestaltete, um so weniger konnte es ausbleiben, daß dieses im Gegensatz zu einer den Herzog verherrlichenden Hofpoesie seinem Ärger in derben Versen Luft machte.<sup>5)</sup> Einige Proben davon sind auf die Nachwelt gekommen. Schon die Beteiligung des Herzogs am Siebenjährigen Kriege in den Reihen der Segner des großen Friedrich erregte den Unwillen des protestantischen Landes. Über eine Siegesfeier, die zu Ehren des Tages von Kunersdorf am 21. August 1759 in Ludwigsburg abgehalten wurde, machte sich ein Unbekannter in Form eines satirischen Kommentars zum offiziellen Hofbericht und eines allerdings nichts weniger als geistreichen Bänkelsanges lustig. Unmittelbarer rückt dem Herzog ein als Flugblatt gedrucktes Gedicht „Der Tyrann“ auf den Leib, das sich in zwei Fassungen, vom 28. Mai und 30. Juni 1764, erhalten hat. Ein offenbar gebildeter und des Dichtens nicht unkundiger Mann hält darin dem Fürsten in heftigen Ausdrücken ein

arges Sündenregister vor. Bald nach Hubers Verhaftung, also gleichfalls im Jahre 1764, ist das „Gespräch zwischen einem Tübinger Studenten und einem Stuttgarter Bürger“ abgefaßt. In volkstümlichen Knittelversen erzählen sich die beiden die jüngsten Tübinger und hauptstädtischen Ereignisse und bestärken sich gegenseitig im Widerstand gegen das ungesekliche Regierungssystem. Die Person des Herzogs bleibt dabei aus dem Spiele, während seine Kreaturen Montmartin, Wittleder, Segel um so schärfer mitgenommen werden. Segel ist außerdem noch mit einem besonderen Spottgedichte bedacht, dessen Anfang „Segel, Flegel!“ refrainmäßig wiederkehrt, und das neben allen nur denkbaren Beschimpfungen die freundliche Aufforderung, zur Hölle zu fahren, mehrfach enthält. Auch Wittleder, der edle Finanzkünstler, muß sich eine derbe Verhöhnung in holprigen Alexandrinern gefallen lassen. Irgendwelchen poetischen Wert haben die zuletzt genannten gereimten Ausbrüche des Volkszornes nicht. Aus späterer Zeit, und zwar aus dem Jahre 1786, hat sich ein volkstümliches Klaggedicht über die teuern Eisenpreise und die schlechte Verwaltung der herzoglichen Eisenwerke erhalten. Auch die Landschaft und der landschaftliche Ausschuß wurden von der politischen Volksdichtung nicht geschont.

Weit größeres Aufsehen als derartige Verse erregten die Schmähchriften in Prosa, die gegen den Herzog geschleudert wurden, insbesondere das 1765 erschienene Machwerk des französischen Abenteurers Jean Henri Maubert de Souvest *«La pure Vérité»*. Aber auch für den Herzog setzten sich zahlreiche Federn in Bewegung, die freilich meist ebenso weit über das Ziel hinausgeschossen wie Mauberts Angriffe. Die eine dieser Erwidierungen, *«La Vérité telle qu'elle est contre la pure Vérité»* betitelt, rührte von Joseph Uriot her, der es sich zu seiner literarischen Lebensaufgabe gemacht hat, den Ruhm des Herzogs zu verbreiten. Anfangs hatte dieser als offizielle Hofpoeten Italiener in seinem Solde, deren Bekanntschaft wir noch bei Schilderung des herzoglichen Theaters machen werden; allmählich rückte der für solche Zwecke besonders brauchbare Uriot in ihre Stelle ein.

Joseph Uriot,<sup>6)</sup> am 17. März 1713 zu Nancy geboren, studierte in Pont à Mousson, wurde 1737 Professor für Geschichte und Geographie sowie Bibliothekar bei der Ritterakademie des Königs Stanislaus von Polen zu Luneville, ging 1741 auf Reisen, kam dann als Schauspieler an den Bayreuther Hof, wo er zugleich offizieller Festbeschreiber und Lehrer der Prinzessin Friederike war. Hier lernte ihn Herzog Karl kennen und bekam verlockende Proben von den vielfältigen Talenten des außerordentlich gewandten Franzosen. Er beschloß, ihn in seine Dienste zu ziehen. Am 19. April 1760 wurde Uriot zunächst als Komödiant mit einem Anfangsgehalt von 1200 Gulden am württembergischen Hofe engagiert. Schon am 19. Oktober nächsten Jahres wurde er zugleich Privatbibliothekar des Herzogs. Am 14. August 1765 vorübergehend entlassen, fand er am 19. Dezember 1767 neue Anstellung, nunmehr jedoch nicht mehr als Schauspieler, sondern hauptsächlich als Vorleser und Bibliothekar an der damals neu begründeten öffentlichen Bibliothek. Daneben fiel ihm von Anfang an die Aufgabe zu, die Geburtstage Serenissimi und sonstigen Hoffeste durch seine Feder zu verherrlichen. Er entledigte sich dieser ihm offenbar höchst angenehmen Pflicht mit demselben Eifer und derselben Leichtigkeit in Vers und Prosa, in französischer und deutscher Sprache. Heute verfaßte er Gratulationen und Prologe, morgen Programme und Festbeschreibungen. Er versenkte sich aufs liebevollste in die unbedeutendsten Details von Dekoration, Repräsentation und Etikette und goß über diese Nichtigkeiten das Füllhorn seiner der Anmut nicht entbehrenden Geschwätzigkeit aus. Dabei schreckte er in seinen Lobpreisungen vor keinen noch so würdelosen Übertreibungen zurück. Durch sein einschmeichelndes Wesen gewann er nicht bloß die Gunst des Herzogs, sondern ver-

schaffte sich auch in den vornehmen Kreisen der württembergischen Residenz eine geachtete Stellung. Übrigens hat Uriot — im Gegensatz zu vielen ausländischen Schmarozern — wenigstens bis an sein Lebensende treu gedient, auch dann noch, als seine bis auf 5000 Gulden gestiegenen Bezüge immer stärker gekürzt wurden. Und man gewinnt von dem Manne doch ein falsches Bild, wenn er lediglich in seiner Eigenschaft als schweifwedelnder Panegyriker betrachtet wird. Er hat ernsthafte literarische Interessen, sogar wissenschaftliche Verdienste gehabt, namentlich durch Mitarbeit an Schwans großem französischem Wörterbuche. Auch führte er durch seine „Briefe über die Freimaurerei“ diesem Orden in Deutschland manche Mitglieder zu. Außerdem war er Sammler: er besaß eine bedeutende, in den historischen Fächern besonders reich ausgestattete Bibliothek, eine Kupferstichsammlung. Mit einem fabelhaften Gedächtnis ausgerüstet, soll er, ein lebendiger Katalog, die 5000 Bände seiner Bücherei der Reihe nach herzusagen imstande gewesen sein. So schlugen offenbar seine ernsthaften Bestrebungen leicht ins Lächerliche um. Die Uriotsche Büchersammlung wurde von Herzog Karl partienweise teils für die k. öffentliche Bibliothek, teils für die der Karlschule angekauft.

Nach der Stiftung der Militärakademie wurden Uriots Talente natürlich auch für deren Zwecke verwendet. Am 26. November 1774 erhielt er seine Anstellung als Professor der französischen Sprache. Er muß sich bei seinen Schülern großer Beliebtheit erfreut haben: sein Unterricht soll sich durch treffliche Methode ausgezeichnet haben und dabei unterhaltsam gewesen sein. Insbesondere ergözte der ehemalige Komödiant seine Zuhörer durch vorzügliche Vorlesungen von klassischen französischen Dramen. Zugleich wirkte er als Lehrer an der Theaterschule und als Regisseur bei den Schauspielvorstellungen der Akademisten. Und wie er früher die sinnenberauschende Üppigkeit der Hoffeste mit treuem Griffel wiederzugeben und festzuhalten gewußt hatte, so bequeme er nun seine vielgewandte Feder dem in der Akademie herrschenden Stil an und stieß für dieses Schößkind seines Herrn mit vollen Backen in die Ruhmesposaune. Viele Festprogramme, die gedruckten Jahrestagsbeschreibungen, die jährlich in der „Stuttgardischen privilegierten Zeitung“ wiederkehrenden Berichte über die Prüfungen und ähnliche Dinge mehr rühren von Uriot her. Als er am 18. Oktober 1788 im 76. Lebensjahre die Augen für immer schloß, hatte Karl Eugen allen Grund, den Tod dieses unermüdlichen publizistischen Schildknappen zu beklagen.

Uriot hat auch mit den literarischen Größen seiner französischen Heimat in Fühlung gestanden und zwischen dem Herzog und jenen vermittelt. Unter andrem wechselte er mit Voltaire Briefe. Wir wissen, daß er diesem seine Festbeschreibung der herzoglichen Geburtstagsfeier von 1763 sowie seine 1770 erschienene Schrift »Discours sur la richesse et les avantages du duché de Wurtemberg« übersandt und beidemal sehr lebenswürdige Antwortschreiben empfangen hat, worin Voltaire seinem Bedauern Ausdruck verlieh, daß er durch Krankheit und Alter verhindert sei, selbst nach Württemberg zu kommen und sich unter die Bewunderer des Herzogs zu mischen.

Übrigens reichen die Beziehungen Karl Eugens zu Voltaire in eine frühere Periode zurück.<sup>7)</sup> Schon dabei stellte sich der junge Herzog, wie später auf politischem Gebiet, in einen gewissen Gegensatz zu Friedrich dem Großen, seinem ehemaligen Lehrmeister und Sönner. Denn gerade zu der Zeit, da sich der Bruch dieses mit Voltaire vollzog, knüpfte Karl Eugen mit dem berühmten Franzosen an, der schon vorher nicht bloß mit der Herzogin-Mutter Maria Augusta sowie mit der Herzogin Friederike und deren Mutter vertrauten Verkehr unterhalten hatte, sondern namentlich auch seit 1749 dem jüngeren Bruder des regierenden Herzogs, Prinzen Ludwig Eugen, nahegetreten war. Die Verbindung Voltaires mit Karl Eugen selbst war in der Hauptsache finanzieller Natur. 1752 legte er seine bedeutenden Ersparnisse bei dem Herzog von Württemberg

in Form von Leibrenten an, welchem ersten Darlehen im Laufe der Zeit noch verschiedene weitere nachfolgten. Es ist hier nicht der Ort, diese geschäftliche Korrespondenz Voltaires mit Karl Eugen und dessen Beamten, die langwierigen und teilweise verdrießlichen Verhandlungen, die Schwierigkeiten, die es wegen der Auszahlung der Renten gab, im einzelnen zu beschreiben. Voltaire mußte einmal sogar die Vermittlung Friedrichs des Großen, mit dem er sich ja längst wieder ausgesöhnt hatte, anrufen. Doch wurden die Differenzen immer wieder behoben, und das Verhältnis des französischen Dichterphilosophen zum württembergischen Hofe blieb im Grunde freundschaftlich. Dachte er doch wiederholt daran, sich auf württembergischem Gebiet, in Horburg oder auf Schloß Mömpelgard, niederzulassen, ohne daß dieser Plan jemals zur Ausführung gelangt wäre. Mit den geschäftlichen Unterhandlungen ging natürlich auch ein Austausch von Artigkeiten Hand in Hand. Die literarische Ausbeute des Briefwechsels ist sehr dürftig. Als Voltaire 1761 die große Subskription auf seinen Corneille-Kommentar zugunsten seiner Pflgetochter Marie Corneille eröffnete, wandte er sich auch an den Beherrscher Württembergs, der dem Wunsche durch Bestellung von 20 Exemplaren entsprach. Im November 1768 überreichte der Franzose dem Herzog für die von diesem begründete Bibliothek ein Exemplar der neuen Ausgabe seines »Siècle de Louis XIV«, ebenso April 1775 ein kleines, nicht näher bekanntes Buch. Von Angesicht zu Angesicht sind die beiden einander niemals gegenübergetreten, wiewohl der Fürst Voltaire wiederholt mit höflichen Einladungen an seinen Hof bedacht hat. Eine vom Hofbildhauer Lejeune gefertigte und sprechend ähnliche Marmorbüste Voltaires fand — nach Uriots Angabe — im Kabinett Karls ihren Platz, ein Beweis, wie hoch dieser den gefeierten Schriftsteller geschätzt hat.

Mit anderen französischen Dichtern hat den Herzog die Pflege der französischen Komödie an seinem Hofe, die selbst die Beachtung der Pariser Kreise fand, zusammengeführt. So übersandte ihm im Februar 1762 der wenig bekannte Dramatiker M. de Fénelon, Capitaine de Cavallerie et Chevalier de St. Louis zu Versailles, seine neueste Tragödie vor ihrer Aufführung in der französischen Hauptstadt; es war der in Paris 1761 gedruckte »Alexandre«. Der Herzog dankte verbindlich: er habe das Stück mit Vergnügen gelesen und werde es zur Darstellung bringen, sobald er begonnen habe, Tragödien aufzuführen zu lassen.

In der zweiten Hälfte seiner Regierung wandte sich der Herzog Hand in Hand mit seiner Franziska entschieden ernsthafteren Bestrebungen zu. An Stelle der Vorliebe für das Theater trat die für wissenschaftliche Arbeiten, zumal für die neugegründete öffentliche Bibliothek. Der Hang zum Franzosentum wurde mehr und mehr ein überwundener Standpunkt, das Deutschtum begann in seine angestammten Rechte zu treten. Franziska liebte die deutsche Lektüre, und gewiß widmete sich Karl Eugen nunmehr dieser unter dem Einfluß seiner Lebensgefährtin in stärkerem Maße. Wir sind auch jetzt darüber im einzelnen nicht unterrichtet, wohl aber hören wir von deutschen Dichtern, die Franziska gelesen, und dürfen annehmen, daß er diese Beschäftigung mit ihr geteilt hat. Demnach hätte er sich damals mit den Schöpfungen eines Sellert, Wieland, Lichtenberg vertraut gemacht. Der württembergische Herzog wurde überhaupt ein Faktor, mit dem man in der Gelehrtenwelt rechnete. Man richtete das Augenmerk auf seine emporblühende Bibliothek, und von allen Seiten wurden ihm einzelne Bücher oder Spezialsammlungen von solchen angeboten. Das Aufkommen der Karlschule mehrte vollends das Ansehen des Fürsten in wissenschaftlichen Kreisen. Gelehrte Gesellschaften, so 1781 die K. Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen, nahmen ihn unter ihre Mitglieder auf. Auswärtige Autoren dedizierten ihm ihre Werke. Mit einer langen Reihe geistig bedeutender Männer trat er in näheren Verkehr, schriftlichen wie persönlichen,

wozu die vielen Reisen, die er mit Franziska unternahm, bequeme Gelegenheit gaben. Aber unter diesen Größen nahmen wiederum die Dichter den bescheidensten Raum ein. Wohl erfahren wir, daß sie unterwegs mit Wieland, Herder und andern gefeierten Poeten zusammentrafen: das waren indessen oberflächliche Berührungen ohne bleibende Folgen. Ja sogar wenn der Herzog mit namhaften Dichtern engere Verbindung unterhielt, so geschah dies nicht sowohl darum, weil sie Dichter, als weil sie zugleich Gelehrte waren. Und sein Briefwechsel mit ihnen drehte sich um alle möglichen anderen, nur nicht um ästhetische Angelegenheiten. Am 18. August 1776 besuchte das herzogliche Paar in Bern Albrecht von Haller.<sup>8)</sup> Karl unterhielt sich mit ihm, wie es im offiziellen Reisebericht heißt, eine Stunde lang „über das fürnehmste Augenmerk einer wohlgeordneten öffentlichen Erziehung, nahm seine vollständige medizinische Bibliothek in Augenschein und verließ diesen um die Wissenschaften so verdienten Mann in den gnädigsten und belohnenden Ausdrücken über seine erlangten ausgebreitetsten Kenntnisse und Verdienste, aber auch mit der lebhaftesten und gerührtesten Bewunderung von seiten dieses berühmten Mannes über die gnädigste Herablassung und die tiefsten Einsichten eines derer größten Fürsten Deutschlands.“ Also vom Dichter der Alpen keine Silbe! Und als der Herzog am 23. Dezember 1777 dem Sohne Hallers, der ihm den Tod des Vaters angezeigt und zugleich dessen Bibliothek zum Kaufe angeboten hatte, kondolierte, war in dem Schreiben wohl von der Gelehrsamkeit des Verstorbenen, nicht aber von seiner Bedeutung für die deutsche Poesie die Rede.

Auf der Schweizerreise vom Jahre 1775 weilten Karl und Franziska in Zürich und statteten — am 20. August — dem Waisenhaus einen Besuch ab, wobei sie Lavater,<sup>9)</sup> den dortigen Pfarrer, in auffälliger Weise auszeichneten. An diese persönliche Begegnung schloß sich ein gelegentlicher Briefwechsel Lavaters mit dem Herzog und ein ziemlich ausgedehnter mit Franziska an, die jenen besonders ins Herz geschlossen hatte. Lavater kam wiederholt nach Württemberg, namentlich in das Schwarzwaldbad Teinach zur Kräftigung seiner angegriffenen Gesundheit. Noch in Karls letztem Lebensjahr besuchte er das Herzogspaar in Hohenheim. Aber seine Eigenschaft als Dichter spielte dabei keine Rolle; allerdings war auch die Poesie frühzeitig hinter Lavaters sonstigen Neigungen und Bestrebungen zurückgetreten.

Unter den zahlreichen Werken der Literatur, die Herzog Karl von namhaften auswärtigen Autoren zugesandt wurden, vermißt man gleichfalls Dichtwerke so gut wie völlig: er galt eben als Freund und Sönnner der Wissenschaften, aber nicht als solcher der Poesie. Als Kozebue dem Fürsten mit einem Reval den 1. März 1792 datierten Begleitschreiben ein Werk aus seiner Feder zugehen ließ, war es — seine politische Schrift „Vom Adel“. Da liegen nicht etwa zufällige Lücken im vorhandenen Aktenmaterial und in der Überlieferung vor: wir haben es vielmehr mit Symptomen von grundsätzlicher Tragweite zu tun.

Goethe, der Dichterkürst, hat ja einmal als Gast an Karl Eugens Hof geweilt.<sup>10)</sup> Das war für diesen die beste Gelegenheit, zu zeigen, wie er die Muse und ihre Lieblinge zu werten verstehe. „Am 12. Dezember 1779“, so meldet der offizielle Hofbericht, „waren in der Akademie Seine Durchlaucht der Herzog von Sachsen-Weimar unter dem Namen Baron von Wedel und dessen Oberjägermeister Baron von Wedel und Geheimrat Rat Goethe.“ Die fremden Gäste, die, von einer Schweizerreise heimkehrend, an jenem Sonntag den 12. Dezember in Stuttgart eingetroffen waren, wohnten dem Schlusse der vierzehntägigen Jahresprüfungen bei, der gerade in der Akademie stattfand. Am 14. Dezember erschienen sie zu den Feierlichkeiten des 9. Stiftungsgedächtnistages abermals in der Anstalt. Goethe nahm am offiziellen Gottesdienste sowie an der Besichtigung der Schlaf- und Lehrsäle teil, schaute der Mahlzeit der Zöglinge zu und speiste dann

an der herzoglichen Tafel, die im Examinationsaal zu 68 Sedeen gehalten wurde; so erzählt wenigstens Hoven in seiner Autobiographie, während der Hofbericht seine Anwesenheit dabei nicht ausdrücklich erwähnt. Hierauf wurde die Feier im weißen Saale des Neuen Schlosses fortgesetzt: Dr. Consbruch, Professor der Medizin, hielt die Festrede über ein vom Herzog selbst gestelltes Thema „Von dem Einfluß der physikalischen Erziehung in die Bildung der Seelenkräfte“; darauf nahm Serenissimus die Preisverteilung vor, wobei nach Hovens Überlieferung Herzog Karl August zu seiner Rechten, Goethe zu seiner Linken stand. Auch der junge Schiller erhielt damals drei Preise unter den Blicken des von ihm bewunderten Dichters, der nicht ahnte, daß sein Auge hier auf einem Ebenbürtigen ruhe, auf dem künftigen Freund seines Herzens und Vertrauten seines Denkens.

Hovens Phrase, es sei hochehrföulich für die Akademisten gewesen, zu sehen, wie sehr der Herzog Goethe distinguierte, findet keine anderweitige Bestätigung. Wohl mag Karl Eugen dem Begleiter des Fürsten, der sein Gast war, das gebührende Maß von Ehren nicht verweigert haben: aber für den Dichtergenius hatte er nichts besonderes übrig. Wir lesen weiter in Hovens Autobiographie, daß er an der längst fertiggestellten Rede, die er am Abend des 12. Dezember in der Akademie beim Beschluß der öffentlichen Prüfungen über „Die wichtigsten Folgen der menschlichen Gedanken und Handlungen im gesellschaftlichen Leben“ hielt, um der Fremden willen in einem Nebenzimmer geschwind noch Änderungen angebracht habe: von irgend einer Anspielung auf den Dichter des Werther findet sich darin jedoch so wenig eine Spur wie in den oratorischen Leistungen von Consbruch und dem Chevalier des großen akademischen Ordens von Mandelsloh, der den Dankgefühlen der prämierten Zöglinge Ausdruck zu verleihen hatte. Und doch hätte sich namentlich für den Professor, der auf große Männer wiederholt zu reden kam, die Gelegenheit ganz zwanglos ergeben, des gefeierten Fremdlings zu gedenken. Hovens Behauptung, Goethe sei bei einer in Consbruchs Rede vorgekommenen Stelle aus dem Werther sichtbar errötet und habe die Augen niedergeschlagen, muß also auf einem Gedächtnisirrtum beruhen.

Ja Goethes Besuch am württembergischen Hofe scheint sogar nicht ohne empfindliche Störung abgelaufen zu sein, von der die offiziellen Berichte natürlich nichts wissen. Die Sage, der Herzog habe Goethe zugerufen: „Wer ist Er?“ und die Erwiderung erhalten: „Hier ist kein Er!“ trägt freilich den Stempel des Legendenhaften deutlich an der Stirne. Eine solche Frage lag ebensowenig im Charakter des einen wie die Antwort in dem des andern. Der Herzog mußte genau wissen, wer sich in Karl Augusts Gefolge befand, und bei der ihm eigenen Feinheit und Sicherheit des Benehmens konnte er unmöglich den Begleiter seines fürstlichen Gastes und damit diesen selbst in so plumper Weise verletzen. Desto glaubwürdiger klingt eine andre Mitteilung, die von einer persönlich stark beteiligten und darum gut unterrichteten Zeitgenossin herrührt, nämlich von Frau Schubart. Diese wollte Goethe zum Fürsprecher für ihren auf dem Asperg schmachtenden Gatten bei Herzog Karl gewinnen. Am 16. Dezember 1779 schrieb sie darüber dem mit ihr und Schubart eng befreundeten Siegwart-Müller nach Ulm folgendes: „Daß der große Mann Goethe nebst seinem gnädigen Fürsten hier ist, werden Sie schon wissen. Ich ward ganz entzückt bei dessen Ankunft. Gott! dachte ich, vielleicht ist auch dieser ein göttliches Werkzeug, uns Freunde zu erwerben. Ich entschloß mich, so bald als möglich ihm meine Aufwartung zu machen. Dieses wird aber schwerlich sein können. Herr Elsässer [wahrscheinlich der Expeditionsrat Gottlieb Friedrich Elsässer, bei dem damals Frau Schubart wohnte] hatte gleich den zweiten Tag das Glück. Er brachte auch meinen Wunsch hervor. Goethe versprach, mich aufzusuchen und zu sprechen; aber bisher vergebens. Nun würde ich freilich keinen Augenblick versäumen,



ihm nachzulaufen, um mich dieses Glücks würdig zu machen; aber denken Sie! eine schwarze Seele hat Gelegenheit gefunden, unsern Fürsten wider den großen Mann einzunehmen, daß er sogar einigen von seinen Gelehrten verbot, mit ihm umzugehen. Ich darf nicht mehr sagen; das übrige können Sie selbst denken. Goethe würde darüber lachen, wann er es erfahren sollte, aber mir möchte mein Herz zerspringen. Laut spricht mein Herz mit ihm, und doch darf ich es bei denen Umständen nicht wagen, ihn zu suchen, wann es nicht von ungefähr geschehen kann; dann ich müßte sorgen, mehr böse als gut zu machen.“ Hier handelte es sich um mehr als bloßen Klatsch. Es wäre ein müßiges Unterfangen, sich in Vermutungen über die Intrigen ergehen zu wollen, die damals am Stuttgarter Hofe spielten: immerhin dürfen wir annehmen, daß Herzog Karl schon von vornherein im geheimsten Herzen dem großen Manne eher ab- als zugeneigt war, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieser in einem seinem fürstlichen Selbstbewußtsein widerstrebenden Maße die Freundschaft seines Kollegen Karl August genoß.

Einen Eklat gab es damals natürlich nicht: die Verleumdungen schlichen nur im verborgenen. Herzog Karl war zu geschmackvoll, um mit einem Manne von Goethes Ansehen öffentlich zu brechen, ob er ihn gleich insgeheim als Emporkömmling mißachten mochte. So hören wir denn auch, daß im Februar 1783, als Karl und Franziska in Jena weilten, Herzog Karl August und Goethe von Weimar wiederholt nach dort zur Tafel kamen.

Welche Eindrücke Goethe bei seinem Stuttgarter Besuche im Dezember 1779 empfangen hat, wissen wir aus seinem eigenen Munde, aus seiner eigenen Feder leider nicht. Nach Hovens Autobiographie soll er mit den akademischen Feierlichkeiten wohl zufrieden gewesen sein, und gewiß hat ihn manches, was er sah und hörte, angenehm berührt, wiewohl ihn der verhimmelnde Reklamestil, der in den Reden vorschlug, befremdet, wenn nicht gar abgestoßen haben mag. In seinen Tagebuchaufzeichnungen und Briefen aus der Zeit des zweiten Stuttgarter Aufenthalts im Spätsommer 1797 hat sich dagegen Goethe über den inzwischen abgesehenen Herzog Karl und dessen Schöpfungen ausführlich verbreitet, mit der vollkommensten Ruhe und Unbefangenheit des Urteils. Die oft zitierte Stelle aus dem Briefe, den er am 11. September an Karl August schrieb, lautet: „Herzog Karl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Größe nicht absprechen kann, wirkte doch nur zur Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisierung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effekt arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höhern befördern.“

Aus alledem geht zum mindesten so viel hervor, daß Karl Eugens Hochachtung vor der dichterischen Persönlichkeit keine allzugroße war, selbst wenn ihr der Stempel des Genies so offenkundig wie der Goethes ausgedrückt war. Um wieviel weniger konnten ihm die kleinen Geister in seiner Umgebung imponieren, die von ihm abhängig, deren Leiern jederzeit seines Winkes gewärtig waren! Die Zeit der ausländischen Hofpoeten war vorüber, Landesfinder, vor allem Lehrer und Schüler der Karlschule, lösten sie ab. Sie verherrlichten bei jedem passenden Anlaß und oft genug auch bei unpassenden vorwiegend in deutscher Sprache den Herzog: wenn er Geburts- oder Namenstag feierte, von seinen häufigen Reisen zurückkehrte, in der Akademie oder sonst Feste abhielt, und außer dem Herzog auch andere Mitglieder der herzoglichen Familie, vor allem Franziska, deren Lob manchem, von den Jünglingen zumal, aus überströmendem Herzen geschlossen sein mag. Im allgemeinen aber gehörte das gewissermaßen zum Kreis der übernommenen Pflichten, die Dichter dachten dabei an nichts Schlimmes und am wenigsten wohl daran, daß es ihnen von der Nachwelt mißdeutet werden könne.

Es waren Stilübungen, bei denen es auf ein Mehr oder Weniger volltönender Phrasen zum Preise der gefeierten Person so genau nicht ankam. Wer sich unbefangen in die Lage versetzt, wird denen, welche sich an dieser Art von höfischer Gelegenheitspoesie beteiligt haben, kaum den Vorwurf der Charakterlosigkeit machen können. Der Herzog seinerseits ließ sich die versifizierte Beweihräucherung seiner Person so gern gefallen wie die in oratorischer Prosa, er nahm es als etwas ganz Selbstverständliches, ihm Gebührendes, sozusagen Dekoratives hin, ohne auf den Gedanken zu verfallen, daß er dafür dem Dichter besonderen Dank schuldig sei. Seinen Begriff von der Poetenwürde im allgemeinen zu steigern, dazu war die Willfährigkeit der ihn verhimmelnden Einzelindividuen gewiß nicht angetan.

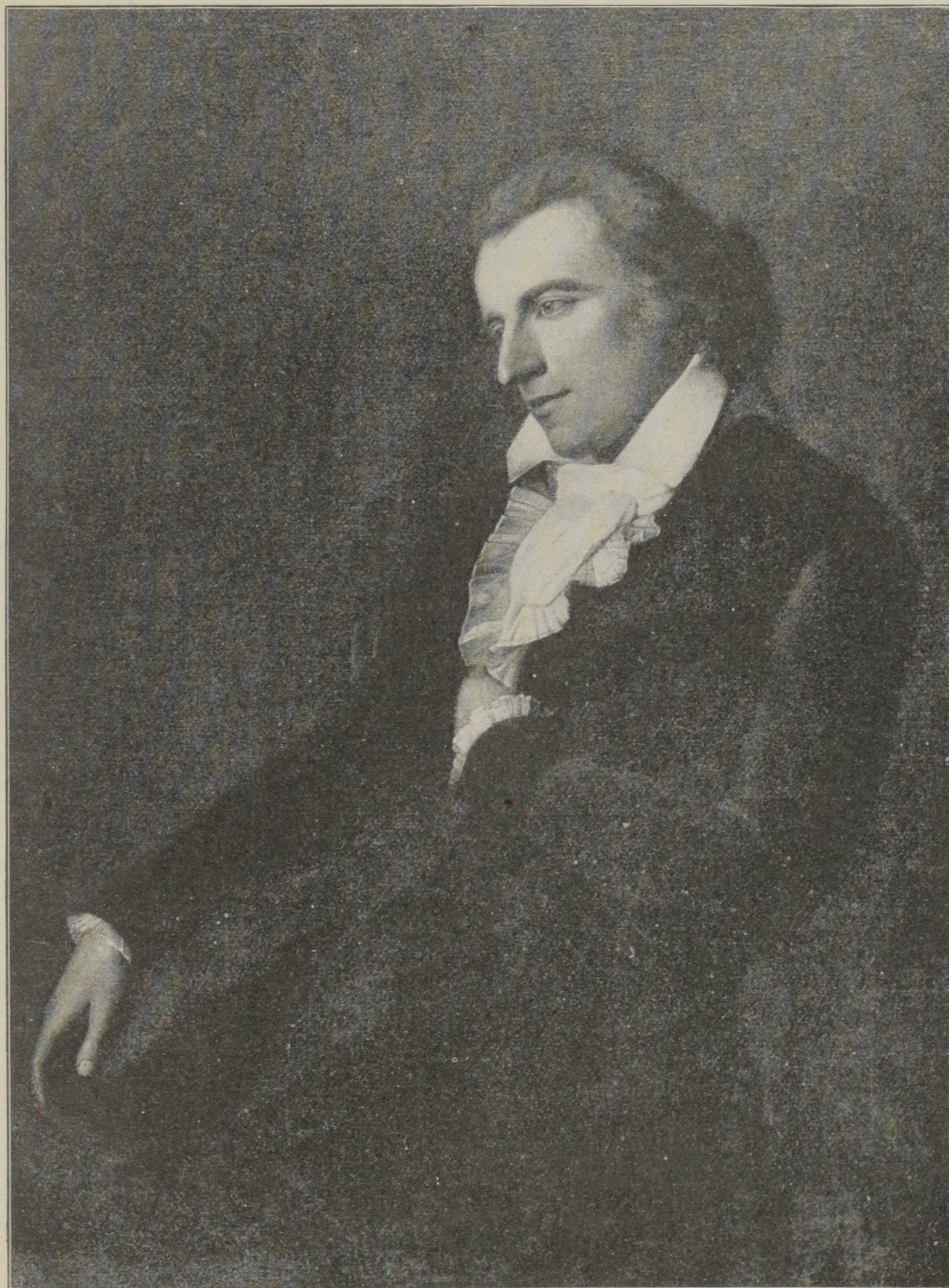
Mit den einheimischen Dichtern, deren nähere Bekanntschaft wir später noch machen werden, wetteiferten auswärtige in der Verherrlichung des Herzogs nur in ganz beschränktem Maße; von bekannteren Namen ist es bloß die Karschin, bei der sich derartige Beziehungen zum württembergischen Hofe nachweisen lassen. Genau genommen zählte allerdings auch der aus dem gräflich limpurgischen Dorfe Obersonthem gebürtige Schubart nicht zu Karl Eugens Landeskindern, wiewohl ihn seine Lebensschicksale in engste Verbindung mit Württemberg brachten. Wenn einem, so dürfen wir es ihm verargen, daß er seine Harfe zum Preise des Herzogs gestimmt hat. Zum ersten Male dichtete er auf den 11. Februar 1782 zur Festvorstellung im Hoftheater einen Prolog und Epilog. Auch in den Jahren 1784 und 1785 unterzog er sich zum Geburtstag Serenissimi derselben Aufgabe, ebenso 1784 zu dessen Namenstag. Der Herzogin Franziska weihte er zu ihrem Wiegenfeste am 10. Januar 1787 ein Festgedicht. Seitdem er, von seinem „Jammerberg“ erlöst, Hofpoet und Theaterdirektor in Stuttgart geworden war, feierte er insbesondere regelmäßig viermal des Jahres Karl und Franziska durch seine Poesie von der Hofbühne herab, und zwar je an den Geburts- und Namenstagen. Jetzt gehörte das zu den Pflichten des von ihm übernommenen Hofamtes, wofür er bezahlt wurde, und man kann ihn kaum darum schelten, wofern man nicht das beanstanden will, daß er nach dem Vorgefallenen überhaupt in württembergische Dienste getreten ist. Aber wenn er schon zu einer Zeit, da er noch auf dem Asperg schmachtete, von Karl als dem Volksbeglückter, der dem Unterdrückter freier Menschen fluche, gesprochen und ihn wie Franziska in Wolken poetischen Weihrauchs gehüllt hat, so verrät das gewiß einen bedauerlichen Mangel an Gefühl für persönliche Würde. Kennen wir doch seines Herzens wahre Gesinnung gegen seinen Peiniger aus seinen gleichzeitigen Briefen zur Genüge. Man wird indessen zu einem milderem Urtheil über diese Liebedienerei geneigt sein, wenn man in Betracht zieht, daß die körperlichen und seelischen Leiden einer langwierigen Kerkerhaft seine ohnehin allzuleicht verwundbaren moralischen Kräfte ganz gebrochen hatten, und daß ihm eben jedes Mittel, auch die Heuchelei, zur Wiedererlangung der heißersehnten Freiheit gut genug war. In welchem Lichte mußte aber dem Herzog eine Kunst erscheinen, die zu so unedlen, niedrigen Zwecken mißbraucht ward, und mit welchen Augen mußte er die Priester der Muse betrachten, die selber ihre Göttin also herabwürdigten!

Was Herzog Karl Schubart zugefügt hat, können wir freilich als eine Versündigung an der Poesie auch sonst nicht wohl auffassen. Schubart war für jenen der Ludwigsburger Organist, der sich durch seine liederliche Aufführung unmöglich gemacht hatte und deshalb mit Schimpf und Schande aus württembergischen Diensten gejagt worden war, der freche Zeitungschreiber, der nichts unangetastet ließ, und dem man deshalb das Handwerk legen, den Mund stopfen mußte — also Musiker und Journalist, nicht Poet — daß er nebenbei Verse machte, und daß die Spöttereien, die er sich gegen die Großen der Erde erlaubte, zum Teil gebundene Form trugen, war in Karl Eugens

Augen ein ganz unwesentliches Nebenmoment, von dem er kaum Notiz nahm, das jedenfalls seine Handlungsweise nicht im geringsten beeinflusste. Der Zufall hat es gefügt, daß auch die Mehrzahl seiner übrigen berühmten Opfer zugleich Dichter waren: Johann Ludwig Huber, dessen bedeutende Stellung auf dem schwäbischen Parnas bereits geschildert worden ist, General Rieger und Johann Jakob Moser, die beide zu den geistlichen Liederdichtern ihres Zeitalters gehört haben. Aber das war, wie gesagt, Zufall, bei diesen noch in stärkerem Maße als bei Schubart. Nur in dem einen Falle Schiller wurde der Konflikt durch die Poesie heraufbeschworen, wurde der Kampf zwischen dem fürstlichen Machthaber und einem Poeten als solchem ausgefochten. Just darum ist dieser Vorgang für des Herzogs Auffassung von der Dichtkunst, für seine Haltung ihr gegenüber fast ausschließlich entscheidend, und wir müßten seinen Beziehungen zu Schiller auch dann im einzelnen nachgehen, wenn uns nicht der Umstand, daß dabei eine so gewaltige Persönlichkeit in Mitleidenschaft gezogen ist, ohnehin dazu einladen würde.<sup>11)</sup>

Dem Herzog mußte es als ein Gnadenakt von seiner Seite erscheinen, daß er den dreizehnjährigen Schiller zur kostenlosen Erziehung in die Militärakademie aufnahm, während es von der Familie selbst, die mit ihrem Sohne andre Absichten hatte, zunächst keineswegs als Gunst empfunden wurde. Wohl stand die Berufswahl in jener Anstalt bis zu einem gewissen Grade offen: aber gerade auf den Stand, welchen sich der Knabe im vollen Einvernehmen mit den Eltern auserkoren hatte, den theologischen, konnte man sich dort nicht vorbereiten. Mochte es immerhin eine schwere Täuschung gewesen sein, daß der junge Schiller sich innerlich zum Geistlichen berufen wähnte: sein augenblicklicher Schmerz über die vernichtete Hoffnung war darum um nichts geringer, und es währte geraume Zeit, bis er sich in sein neues Schicksal fand, bis er es verwand, daß man ihn so jäh aus seinen theologischen Zukunftsträumen geweckt hatte. Auch Herzog Karl hat gewiß von den Gefühlen der Schillerschen Familie etwas erraten: hatte sie doch sein erstes Anerbieten abgelehnt und sich erst seiner wiederholten Aufforderung gefügt, weil sich ihr der Vater als fürstlicher Diener und Offizier gar nicht entziehen konnte. Der Herzog selbst glaubte darum etwas Außerordentliches in diesem Falle tun zu müssen, denn er stellte ausdrücklich eine besonders gute Versorgung für später in Aussicht. Welche praktische Folgen er dieser Verheißung dereinst geben wollte, lag allerdings ausschließlich in seiner Willkür; denn die auf Kosten des Landesherrn erzogenen Akademisten mußten sich gänzlich den Diensten des Hauses Württemberg widmen und durften aus diesen ohne Allerhöchste Erlaubnis, die sehr schwer zu erlangen war, nicht treten. Die Eltern mußten dazu ihre Söhne durch einen Revers verpflichten; auch Hauptmann Schiller und seine Frau haben nachträglich, nachdem seit dem Eintritt ihres Sohnes in die Anstalt fast  $1\frac{3}{4}$  Jahre verstrichen waren, einen solchen unterzeichnet. Immerhin aber konnte die Familie im Hinblick auf die herzoglichen Versprechungen für die Laufbahn ihres Friedrich etwas Besonderes erwarten, und diese Aussicht mochte viel dazu beitragen, sie rasch mit dem gewaltsamen Eingriff des Landesherrn in ihre Zukunftspläne zu versöhnen.

Durch seine Aufnahme in die Akademie war der Knabe in ein fortlaufendes persönliches Verhältnis zum Herzog gebracht, der oberster Intendant seiner Lieblingsgründung war und diese nicht vom Schreibtisch aus durch Erlasse, sondern im regsten lebendigen Verkehr mit Lehrern und Schülern lenkte. Wenn er gerne seine Beziehungen zu den Zöglingen mit denen zwischen Vater und Sohn identifizierte, so war das mehr als bloße Phrase. Es waltete in der Tat ein patriarchalisches Verhältnis, wobei freilich die Vaterschaft von seiten Karl Eugens im Sinne einer wohlmeinenden Despotie aufgefaßt wurde. Der junge Friß gab seinem fürstlichen Erzieher zur Unzufriedenheit keinerlei Anlaß. Ließen in den ersten Jahren die Zensuren des aus seiner natürlichen



Schiller

Nach dem Gemälde von Ludowife Simanowiz

(Aus dem „Marbacher Schillerbuch“. Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

Lebensbahn gerissenen, verschüchterten und durch Kränklichkeit in der freien Entfaltung seiner Geisteskräfte gehemmten Knaben zu wünschen übrig, so besserten sich doch seine Leistungen, je mehr er körperlich erstarkte und sich selbst fand, und allmählich leuchtete seine glänzende Begabung sichtbar hervor, wenn sie sich auch nicht willenlos jedem Fakultätsdrill bequeme. In die Ordnung der Anstalt fügte er sich ohne Widerstreben. Sein Strafregister war keineswegs stark belastet. Aus den Akten lassen sich ihm nicht mehr als sechs Strafbillets nachweisen, die er alle wegen geringfügiger Vergehen im Winterhalbjahr 1773/4 erhalten hat. Inseheim hat er ohne Frage der strengen akademischen Disziplin auch später manches Schnippchen geschlagen. Wir wissen, daß er sich wiederholt unpäßlich gemeldet hat, um sich in der Stille der Krankenstube dem übermächtigen Drange zur Poesie ungestört hingeben zu können, und daß auf solche Weise, im Gegensatz zur Hausordnung, ein Teil der Räuber entstanden ist. Aber er war umsichtig genug, sich bei strafbaren Übertretungen nicht ertappen zu lassen, und in des Herzogs Augen blieb seine Aufführung tadellos. Zum mindesten seitdem er von der trockenen Juristerei zur anregenderen Medizin hatte übergehen dürfen, klagte er über sein Schicksal in der Akademie nicht mehr. Als die älteren Zöglinge infolge einer pädagogischen Grille des Herzogs von den Mitschülern ihrer Abteilungen schriftliche Charakteristiken entwerfen mußten, da wurde Schillers Zufriedenheit mehrfach bezeugt. Und dieselbe Quelle rühmt von ihm, daß er von Seiner Herzoglichen Durchlaucht sehr gut gedacht und seine Vorgesetzten geehrt habe.

Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß Schiller anfangs wirklich von seinem fürstlichen Erzieher die beste Meinung gehabt hat. Die in jeder Beziehung imponierende Persönlichkeit Karl Eugens, der, mit dem Donnerkeil Jupiters bewaffnet, sich doch wieder gnädig zur Jugend herabließ und gelegentlich sogar Spaß verstand, konnte ihren Eindruck nicht verfehlen. Der Herzog war trotz seiner Fehler wie bei seinem Volke so auch bei seinen Karlschülern höchst populär. Mit zunehmender Selbstständigkeit des Urteils mußten freilich die Schatten, die sein Bild trübten, den Jünglingen deutlicher zum Bewußtsein kommen, und auch für Schiller schlug die Stunde, da seine reifere Erkenntnis die glänzende Außenseite Karl Eugens auf den inneren Wert hin zu prüfen begann. Zunächst jedoch war sein persönliches Verhältnis zum Herzog durchaus harmonisch. Zwar müssen wir hier die glaubwürdige Überlieferung von der Legendenbildung bedächtig scheiden. Eine auffällige Bevorzugung des jungen Schiller durch den Fürsten, wie sie geschäftige Sensationslust für den rührsamen Geschmack des großen Publikums zurechtgemacht hat, läßt sich quellenmäßig ebensowenig erweisen wie des Knaben angebliche Schwärmerei für Franziska und die Protektion, die er von seiten der hohen Dame genossen haben soll. Aber immerhin verdient beispielsweise eine Szene Glauben, die uns Andreas Streichers Feder aufbewahrt hat: bei der Abendtafel nach der Preisverteilung am 14. Dezember 1780, dem Tage vor Schillers Entlassung aus der Akademie, unterhielt sich der Herzog aufs gnädigste mit dem Jüngling, den Arm auf dessen Stuhl lehrend und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprechend. Und wenn auch mancherlei Anekdoten, die joviale Züge in den Beziehungen des Fürsten zu seinen Akademisten veranschaulichen, nachträglich von andern auf Schiller übertragen worden sind, so wird doch das eine oder das andere, was in dieser Hinsicht überliefert ist, auf einem Stückchen Wirklichkeit beruhen, wie etwa das Geschichtchen, daß er eines Tages den Herzog, der von seinem Talent der Menschennachahmung gehört hatte, in dessen und Franziskas Anwesenheit imitieren mußte. Noch deutlicher als aus solchen im einzelnen unkontrollierbaren Erzählungen spricht ein gewisses Wohlwollen des Herzogs gegen Schiller aus den Vorgängen bei der ersten medizinischen Probefchrift. Die im Herbst 1779 eingereichte „Philosophie der Physiologie“ fand vor

den Augen der nachprüfenden Lehrer keine Gnade und wurde nicht für druckfähig erklärt. Wenn auch der Herzog diese fachmännische Entscheidung nicht umstieß, so urteilte er doch weit billiger und verständiger als seine Professoren. Er räumte ein, daß „der junge Mensch“ viel Schönes in seiner Dissertation gesagt und besonders viel Feuer gezeigt habe, und fuhr dann wörtlich fort: „Eben deswegen aber und weil solches wirklich noch zu stark ist, denke ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Daher glaube ich, wird es auch noch recht gut vor ihm seyn, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu seyn fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.“

Die hervorleuchtende Begabung des jungen Schiller ist also dem Herzog keineswegs verborgen geblieben. Vollends konnten seine poetischen Bestrebungen dem scharfen Blicke des Menschenkenners nicht entgehen. Sie lagen ja offen vor aller Augen. Schon in den obenerwähnten schriftlichen Beurteilungen Schillers durch seine Mitschüler wird sein unwiderstehlicher Hang zur Dichtkunst fast allgemein betont. Es mochte der Eitelkeit Herzog Karls schmeicheln, daß sich in seiner Akademie auch Jünglinge befanden, die im Reiche des Idealen sich heimisch fühlten. Natürlich konnte es sich für ihn nur um eine angenehme Zutat handeln; daß es jemand einfallen werde, seine ganze Existenz auf ein solches Talent zu gründen, kam ihm entfernt nicht in den Sinn. Wie sich der Herzog zum Ausgleich der ungeheuren Kosten, die ihm die Militärakademie verursachte, mit gutem Grund für berechtigt hielt, alle in ihr vorhandenen und durch sie geweckten Kräfte zum Frommen seines Landes, zum Nutzen seiner Hofhaltung und schließlich zu Ehren seiner selbst zu verwenden, so sah er auch gerne die Verherrlichung seiner Person, seiner Feste, Gaten und Werke durch poetisch begabte Zöglinge der Anstalt. Schiller mußte, wie andre, sich dazu hergeben, und er tat es mit der Harmlosigkeit strebsamer Jugend, die sich mit Feuereifer an ihr von autoritativer Seite anvertraute Aufgaben zu machen pflegt, sich um ihre sittliche Berechtigung nicht allzuviel kümmernd. Noch hatte er keinen Grund, von Karl Eugen Schlimmes zu denken. Wir dürfen uns also nicht wundern, daß auch er an dem panegyrischen Überschwang, der nun einmal zum Stil der von der Karlschule ausgehenden poetischen und oratorischen Leistungen gehörte, teilgenommen und in seinen Festgedichten und Festreden stark auf den rhetorischen Effekt hingearbeitet hat, ohne es mit dem wahren Gehalt der aus seinem Munde strömenden Lobeserhebungen und Schmeicheleien genau zu nehmen. Wenn wir einen sittlichen Vorwurf erheben wollen, so kann dieser nicht sowohl Schiller als den in der Karlschule herrschenden Geist treffen. Ganz vermochten selbst solche Schlingpflanzen den ihm angeborenen Freimut nicht zu überwuchern. Soll er doch in einer kleinen Komödie, die bei ihm einmal zu Franziskas Geburtstag bestellt wurde, und deren Gegenstand eine Parallele zwischen akademischer und Universitätsfreiheit war, hartnäckig zugunsten der letzteren entschieden haben, womit er schwerlich die Meinung der Auftraggeber traf.

Als Schiller am 15. Dezember 1780 aus der Akademie entlassen wurde, war er gewiß nicht mehr ein kritikloser Verehrer seines herzoglichen Guttäters und Erziehers. Vorfälle wie Schubarts Vergewaltigung, die unter den Zöglingen um so eifriger besprochen und kommentiert werden mußte, als der Sohn des unglücklichen Dichters in ihre Reihen eingetreten war, erschütterten in Schillers Innern den unbedingten Glauben an Karls Edelmut. Je tiefer er in die Philosophie eindrang, wozu ihm ja die Eigenart des akademischen Unterrichts selber reiche Gelegenheit bot, je inniger er sich mit einem Rousseau und andern führenden Geistern des Zeitalters vertraut machte, um so schärfer mußte sich seinem Gemüt die sittliche Forderung individueller Freiheit einprägen,

um so entschiedener mußte er das in Württemberg herrschende autokratische System verurteilen, mochte sein Träger ihm noch so wohlwollend begegnen. Aber Schiller war bei allem Idealismus niemals ein starrer Prinzipienmensch, und so konnte sein künftiges Verhältnis zum Herzog in erster Linie nicht davon abhängig sein, was er innerlich über diesen dachte, vielmehr von der Haltung, die der Fürst nunmehr nach beendigten Lehrjahren gegen ihn persönlich einnahm. Und da brachte die erste Anstellung selbst eine schwere Enttäuschung. Regimentsmedikus ohne Offiziersrang, also eine subalterne Stellung und ein Gehalt, der unter der Leutnantsgage blieb! Das war allerdings keine Spur einer besonders guten Versorgung, auf die sich die Schillersche Familie mit Recht Hoffnung gemacht hatte. Einen Akt der Feindschaft von Karls Seite dürfen wir jedoch darin nicht erblicken. Er mochte diese Anfangsstellung, die wahrscheinlich die bei Militärärzten übliche war, als ausreichend erachten für den Sprossen aus nichts weniger als vornehmem Hause, den er auf seine Kosten erzogen hatte. Schwerlich hätte er damals überhaupt einen andern Posten zu vergeben gehabt. Wer weiß endlich, ob er sich an jenes bei des Knaben Eintritt in die Akademie erteilte Versprechen, das Eltern und Sohn natürlich in seinem Gedächtnis bewahrt hatten, überhaupt noch erinnerte, und wer hätte es dann auf sich genommen, ihn daran zu mahnen? Wenn der Herzog ein Besuch Vater Schillers, den jungen Arzt behufs Ausübung von Privatpraxis außer Dienst in Zivilkleidung gehen zu lassen, mit dem knappen Randerlaß abschlug: „Sein Sohn soll Uniform tragen!“, so haben wir auch darin nicht persönliches Übelwollen, vielmehr den rücksichtslosen Ausdruck eines Kommissprinzips zu erblicken. Übrigens lag für Schiller, was man bis jetzt übersehen hat, zunächst eine Möglichkeit, Privatpraxis zu suchen, noch gar nicht vor. Friedrich Wilhelm von Hoven, der mit ihm gleichzeitig entlassen und als Arzt des militärischen Waisenhauses in Ludwigsburg angestellt wurde, erklärt in seiner Autobiographie ausdrücklich,<sup>12)</sup> er habe noch nicht praktizieren können, da er noch nicht promoviert habe, und beschreibt ausführlich die Examina, die er nachträglich zu jenem Behufe ablegen mußte. Und Schiller war genau in derselben Lage wie Hoven.

Aber in Schillers Seele mußte ein Stachel zurückbleiben, da er sich in seinen äußeren Verhältnissen gegen die Mehrzahl seiner ehemaligen Kameraden benachteiligt sah. Er wußte nun, daß er sich von dem Manne, in dessen Händen sein Lebensschicksal lag, zum mindesten keiner besondern Rücksichtnahme zu versehen habe. Seine keineswegs glänzenden Leistungen als Regimentsarzt bestärkten den Herzog nachträglich in der Meinung, daß er wohl daran getan habe, dem „jungen Menschen“ mit dem noch immer ungedämpften Feuer kein wichtigeres Amt anzuvertrauen. Einem Herrscher, der sich schlechtweg um alles kümmerte, was in seiner Residenz und in seinem Ländchen vor sich ging, der mit doppelter Aufmerksamkeit die Zöglinge seiner Akademie, nachdem sie ins praktische Leben und Wirken übergetreten waren, verfolgte, konnte es natürlich auch nicht verborgen bleiben, wie leicht es der Regimentsmedikus Schiller mit den Pflichten seines Berufes nehme. Und ebenso genau war ihm die letzte Ursache der dienstlichen Vernachlässigungen bekannt: die wachsende Neigung zur Poesie, die mehr und mehr alle übrigen Bestrebungen und Rücksichten verschlang. Sobald Schillers poetisches Talent, das, wie schon gesagt, dem Herzog als nebensächliche Beigabe zu andern Eigenschaften ganz wohlgefällig war, sich als Selbst- und Lebenszweck in den Vordergrund stellte, war der Konfliktfall gegeben, und Karl Eugen wartete nach seiner Art nur die rechte Gelegenheit ab, um durch Zwangsmittel materieller Übermacht den Widerspenstigen auf — nach seiner Vorstellung — bessere Wege zu leiten.

„Die Räuber“, hat Schiller später in der Ankündigung zu seiner Rheinischen Thalia erklärt, „kosteten mir Familie und Vaterland.“ Er hat recht gehabt: Die Räuber,

worin der junge Dichter alles niederlegte, was in seinem Busen wogte und drängte, worin er kühn den Riesenkampf für Wahrheit und Freiheit gegen die Drachen Konvention, Lüge und Heuchelei, zugleich aber auch für die angeborenen Menschenrechte gegen historisch gewordene und gesetzlich geheiligte Macht aufnahm, mit glühender Leidenschaft der Gesellschaft seines Zeitalters den Fehdehandschuh hinwarf! Eine solche alle Dämme des Herkommens und der Sitte wild niedertretende Feuergeburt war in den Mauern der Akademie gewissermaßen unter den Augen des Herzogs herangereift! Mußte ihm nicht unheimlich dabei werden? Und um so weniger konnte er sich über das Stück freuen, als es ja voll war von zeitgeschichtlichen Beziehungen, von deutlich erkennbaren satirischen Anspielungen auf Dinge, die sich unter seinem eigenen Regiment, an seinem Hofe begeben hatten, Anspielungen, die nicht mißzuverstehen waren. Unmöglich konnte er mit Gleichmut zusehen, wie ein revolutionäres Erzeugnis von der Art der Räuber aus einer Anstalt hervorging, der er das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hatte und für die er sich in allen Stücken persönlich verantwortlich fühlte. Aber davon abgesehen: auch in ästhetischer Hinsicht mußte dieses Stück dem Geschmacke Karl Eugens aufs schroffste widerstreben. Wie konnte er auch wissen, daß das prasselnde Feuer, das er hier aus der Seele des titanisch veranlagten Jünglings emporlodern sah, dereinst sich zur reinen Flamme des echten Genies abklären werde? Darüber lagen sogar die berufenen Kunstrichter jener Tage untereinander im Widerstreit. Wieviel weniger darf man von einem in ganz einseitig fremdländischen Kunstanschauungen groß gewordenen Fürsten für die chaotischen Anfänge einer solchen Gigantennatur Verständnis erwarten! Herzog Karl konnte nicht plötzlich aus seiner Haut heraus, und es ist unbillig, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Doppelt unbillig, ihm einen retrospektiven Standpunkt zuzumuten. Wenn aus dem Dichter der Räuber nicht — Schiller geworden wäre, niemand fiel es heute ein, den Herzog wegen seines Verhaltens zu schelten. Dieser konnte aber damals so wenig wie andre die Zukunftssterne des himmelstürmenden Jünglings mit Bestimmtheit deuten, ja weniger als irgendeiner, weil er am stärksten persönlich befangen war. Erfolg und Ausgang sollten niemals das Urteil des Historikers beirren. Man kann aufs innigste mit dem sich seine Dichterkunft erziehenden Schiller fühlen, ohne den Herzog unbedingt zu verdammen. Die beiden standen auf zwei Standpunkten, die sich schlechtweg nicht vereinigen ließen, von denen aber jeder, auch der Karl Eugens, eine gewisse subjektive Berechtigung hatte.

In den ersten Monaten des Jahres 1781 hatte der Dichter die letzte Hand an sein Drama gelegt, Anfang Mai 1781 war es im Druck erschienen. Daß der Herzog es sofort zu Gesicht bekommen hat, ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht ausdrücklich bezeugt. Er schwieg zunächst. Schon die „Ode auf die glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten“, die Schiller in den „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ vom 6. März 1781 veröffentlichte, mochte den Gefeierten nicht voll befriedigt haben; noch weniger erbaute ihn vermutlich die Totenfeier des Generals Rieger, in der Schiller den gehäuften Lobsprüchen auf den Verstorbenen einige Wendungen einverleibte, die an höchster Stelle peinlich berühren mußten. Vollends das in die Anthologie auf das Jahr 1782 aufgenommene Gedicht „Die schlimmen Monarchen“ enthielt Stellen, die an Kühnheit alles andre zurückließen. Der Herzog legte, was ihm an der poetischen und journalistischen Tätigkeit seines Regimentsmedikus mißfiel, im Gedanken zum übrigen bis auf den Tag der Abrechnung. Und dieser erschien früh genug.

Am 13. Januar 1782 waren die Räuber zum erstenmale in Mannheim aufgeführt worden. Der Dichter hatte der Vorstellung heimlich ohne Urlaub beigewohnt. Es scheint dem Herzog verborgen geblieben zu sein: zum mindesten hatte das Wagnis keine unmittelbaren Folgen für Schiller. Zu einer Wiederholung des Stücks am 26. Mai



1782 fuhr er abermals nach Mannheim. Die zweite Reise — er war ja unvorsichtig genug gewesen, zwei befreundete Damen mitzunehmen — wurde bald zum Tagesgespräch in Stuttgart, das nach geraumer Zeit auch bis zu den Ohren Karl Eugens drang. Er lud den Sünder vor sich nach Hohenheim, gab ihm einen scharfen Verweis, untersagte ihm jede Verbindung mit dem „Ausland“ und diktierte ihm einen vierzehntägigen Arrest zu. Diese militärische Disziplinarstrafe mußte Schiller als verdient anerkennen, und er machte sich schwerlich viel daraus. Ganz unleidlich war dagegen das Verbot, mit dem Ausland zu verkehren für ihn, der seine besten Hoffnungen eben auf die Beziehungen zu fremden Schaubühnen, zumal zur Mannheimer, setzte. Übrigens dürfen wir einen Akt besonderer Feindseligkeit von seiten des Herzogs auch darin kaum erblicken. Wenn wir erwägen, wie sich überhaupt damals die deutschen Fürsten in ihren Stätchen wie hinter chinesischen Mauern verschanzten, wie Herzog Karl eifersüchtig darüber wachte, daß sich keiner der von ihm abhängigen Akademisten in fremde Dienste begeben, wie er sogar den Mitgliedern seines Hoftheaters das Auftreten auf auswärtigen Bühnen verbot, so werden wir uns eher darüber wundern, daß er überhaupt zur Auf- führung der Räuber in Mannheim ein Auge zugedrückt hat.

Bald zog sich ein neues Ungewitter über dem Haupte des Dichters zusammen: der Graubündner Handel. In den Räubern hatte er das Graubündner Land als Spitzbubenklima und Athen der heutigen Sauner bezeichnet. Durch den Übereifer einiger Schriftsteller, die für die Ehre Graubündens eintreten zu müssen glaubten, wurde diese verhältnismäßig harmlose Bemerkung zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht, und ein heimtückischer Denunziant sorgte dafür, daß der Herzog von der Fehde Kunde erhalte. Dieser, wenn es sich um mögliche Verwicklungen mit dem Ausland handelte, ohnehin empfindlich, geriet in heftigen Zorn, ließ Schiller abermals nach Hohenheim kommen und verbot ihm bei Strafe der Kassation, Dramen zu schreiben, überhaupt zu dichten, andre Schriften als medizinische zu veröffentlichen. Damit waren dem Dichter die Lebensadern unterbunden, war ihm die Luft zum Atmen entzogen. Das war ein Befehl, dem er sich nicht fügen konnte, wenn er nicht auf das Höchste und Heiligste, was er sein eigen nannte, auf das Glück der Gegenwart und auf die Hoffnungen der Zukunft verzichten wollte. Und der Herrscher, der jetzt nicht mehr das Feuer des seiner Disziplin unterworfenen Jünglings wohlmeinend zu dämpfen, sondern gewalt- tätig zu ersticken suchte, hatte damit den Standpunkt einer subjektiv berechtigten Auf- fassung verlassen und sich auf den unbedingt verdammenswerten des rücksichtslosen Gewalthabers begeben. Schiller fühlte sich denn auch, wie Streicher bezeugt, von nichts so tief verletzt als von jenem Machtgebot, durch das ihm „das Recht des allergeringsten Untertans, von seinen Naturgaben freien Gebrauch machen zu können, wenn er sie nicht zum Nachteil des Staates oder der Geseze desselben anwende, jetzt gänzlich benommen worden war, ohne daß ihm bewiesen worden wäre, dieses Recht aus Mißbrauch ver- wirkt zu haben“.

Keine Frage also, daß dieser Gewaltakt des Herzogs die letzte Ursache zu Schillers Flucht war. Nur dürfen wir nicht übersehen, daß ein solcher Ausgang ohnehin früher oder später kommen mußte, weil er durch den inneren Gegensatz der beiden handelnden Hauptpersonen in der sich damals abspielenden Tragödie bedingt war. Ja wir dürfen noch einen Schritt weiter gehen: die Enge und Kleinlichkeit der im württembergischen Land und Staat herrschenden Zustände, die einem Feuergeiste wie Schiller keinen Raum zur Entfaltung seiner Kräfte gönnten, hätten ihn vermutlich aus der Heimat getrieben, auch ohne daß er mit ihrem Beherrscher feindlich zusammengestoßen wäre. Schon anderthalb Jahre vor der Flucht soll er selbst gegen einen Freund die briefliche Äußerung getan haben: „Meine Knochen haben mir im Vertrauen gesagt, daß sie in Schwaben

nicht verfaulen wollen.“ Unter diesem Schwinkel erscheinen die zweite Mannheimer Reise und ihre Entdeckung wie der Graubündner Handel als mehr zufällige Veranlassungen, die das Räderwerk einer logischen Notwendigkeit, das sich einmal doch in Bewegung setzen mußte, angetrieben haben; aber auch Herzog Karl wird durch die Ärmlichkeit der altwürttembergischen Verhältnisse, die er nicht verschuldet hat, wenigstens bis zu einem gewissen Grade entlastet.

Sobald Schiller klar erkannt hatte, was für ihn auf dem Spiele stand, ließ sich auch der Gedanke nicht länger abweisen, die ihm auferlegten Fesseln gewaltsam zu brechen. Nicht leicht rang sich dieser Entschluß von seiner Seele los; denn er verhehlte sich die rechtlichen und sittlichen Bedenken nicht, die seinem Vorhaben entgegenstanden. Aber vor dem höheren Recht, der höheren Verpflichtung mußten die kleineren Verbindlichkeiten und Rücksichten zurückweichen. Es galt, seinen Genius vor Unterdrückung zu bewahren, seine von Schubarts Schicksal bedrohte Person sicherzustellen. Wenn er noch zuvor einen letzten Versuch machte, durch schriftliche Vorstellungen den Herzog umzustimmen, so geschah dies mehr, um sein Gewissen zu beruhigen, als weil er ernstlich an einen Erfolg dieses Schrittes glaubte. Ein Fürst kann sein Wort nicht ohne zwingende Gründe im Handumdrehen zurücknehmen, und Schillers bewegliche Bitten konnten nur an das Gefühl appellieren, sich nicht auf neue Tatsachen stützen. So nahm Herzog Karl das Schriftstück gar nicht an und gab den Befehl, den Regimentsmedikus in Arrest nehmen zu lassen, sobald er sich „wieder um die Erlaubnis eines Briefes melden würde“. Und noch weniger konnte sich der Herrscher von dem Deserteur etwas abtrogen lassen und mit ihm wie mit einer gleichberechtigten Macht paktieren. Das mußte sich Schiller selbst sagen, und er schrieb denn auch den eine Art von Ultimatum enthaltenden Brief, den er unmittelbar nach der Flucht von Mannheim aus an Herzog Karl richtete, nur darum, weil ihn andere dazu drängten, und weil er sich den Vorwurf ersparen wollte, irgend eine, wenn auch noch so schwache Möglichkeit friedlicher Lösung verpaßt zu haben. Bei ruhiger Überlegung mußte er sich sogar dazu beglückwünschen, daß eine Ausöhnung nicht zustande kam, daß er nicht nach Stuttgart zurückkehrte. Ein zusammengeleimtes Freundschaftsverhältnis mit dem Herzog hätte ja doch bei nächster Gelegenheit wieder auseinanderfallen müssen.

Den günstigen Zeitpunkt, da in Karl Eugens Residenzen zu Ehren hoher Besuche rauschende Feste gefeiert wurden, hatte Schiller dazu benutzt, sich dem herzoglichen Machtbereiche zu entziehen. Die Kunde seiner Flucht verbreitete sich rasch in Stuttgart und erregte hier gewaltiges Aufsehen. Der Fürst selbst erfuhr wohl erst von dem Geschehenen, nachdem die Festeslust vollständig verklungen war. Die regelmäßigen Rapporte der Akademie schweigen sich über das Ereignis aus, und vermutlich fiel dem Intendanten Seeger die nicht eben beneidenswerte Aufgabe zu, mündlichen Bericht zu erstatten. Keine Spur einer Überlieferung enthüllt uns, wie Serenissimus die unfrohe Botschaft aufgenommen hat. Lodernder Zorn wird ohne Frage seine erste Regung gewesen sein, Gedanken an Rache und Strafe sind ihm gewiß zuvörderst durchs Hirn geschossen. Aber rasch muß er sich eines andern besonnen, der Stimme der Klugheit Gehör gegeben haben. Mit Rücksicht auf den Ruf seiner Akademie mußte er vor allem darauf bedacht sein, jegliches Aufsehen zu vermeiden. So nahm er die fertige Tatsache als solche hin. Schillers Angehörige und Freunde zitterten, es möchte auf den Flüchtling gefahndet, seine Auslieferung betrieben werden, wozu der Herzog, einem dem Militärverbände angehörigen Regimentsmedikus gegenüber, wohl befugt gewesen wäre. Auch Freiherr von Dalberg, der Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, betrachtete die Sache von dieser Seite und wollte mit dem Deserteur, solange dessen Schicksal unentschieden war, nichts zu schaffen haben. Schiller selbst besorgte ähnliches und suchte

seine Person, seinen Namen, seinen Aufenthalt möglichst zu verstecken, bis er endlich in Bauerbach aus Stuttgart zuverlässige Nachricht erhielt, daß er nichts zu befürchten habe. Denn der Herzog machte alle bösen Erwartungen zuschanden: er verhielt sich vollkommen ruhig. Es fiel ihm auch nicht ein, dem Fortkommen seines ehemaligen Zöglings im Ausland irgend ein Hindernis in den Weg zu legen. Der Gedanke, daß das Los seiner Familie in den Händen des von ihm beleidigten Herzogs liege, hatte Schiller den Entschluß zur Flucht erschwert: indessen hielt sich jener von kleinlicher Rachsucht fern. Wir wissen nicht, ob er den Vater Schiller vor sich gefordert und zur Rechenschaft gezogen hat; jedenfalls konnte dieser seine völlige Unschuld leicht beweisen, und so verblieb ihm die fürstliche Huld. Ob wohl etwas wie leise Sympathie mit dem Jüngling, der mit rücksichtsloser Kühnheit das Steuer seines Lebensschiffleins in die eigene Hand genommen hatte, sich in der Brust des Herzogs gerührt hat: wer möchte es behaupten, wer bestimmt wegleugnen? Aber selbst wenn eine solche Saite in seinem Seeleninstrument erklang: sein Begriff von Fürstenwürde gebot, daß er sie unverzüglich zum Schweigen brachte.

Der entlaufene Militärarzt existierte für Herzog Karl offiziell nicht mehr. Von dieser Richtungslinie des Verhaltens wich er keinen Fingerbreit ab. Das war korrekt, und es war großmütig zugleich. Ingeheim scheint er aber Schiller doch nicht ganz aus den Augen verloren zu haben. Wir besitzen hiefür einen aktenmäßigen Beleg. Im November 1784 versandte der Dichter an hervorragende Schriftsteller, Redakteure und Freunde das Avertissement der von ihm in Aussicht genommenen neuen Zeitschrift, die im März 1785 als „Rheinische Thalia“ verwirklicht wurde. Ein solches fiel auch dem Intendanten der Karlschule in die Hände, der es mit seinem Rapport vom 24. November 1784 dem Herzog einhändigte, dazu bemerkend: „Nach meiner Obliegenheit, Euer Herzoglichen Durchlaucht alles, was die Akademie auch nur von weitem her angeht, untertänigst vorzulegen, sende ich Höchstdenenselben ein von dem in der Welt herumirrenden entloffenen Schiller angekündigtes Journal in aller Erniedrigung ein.“ In jenem Avertissement übte Schiller an der Militärakademie, indem er die schädlichen Einflüsse erörterte, die sie auf seine eigene Bildung ausgeübt hatte, scharfe Kritik, wogegen sein Urteil über den Herzog selbst von pietätvoller Schonung diktiert war. Der Herzog schickte das Dokument ohne Äußerung zurück.<sup>13)</sup>

Schon ein halb Jahr vorher waren „Die Räuber“ auf dem Stuttgarter Theater erschienen. Man denke! anderthalb Jahre nach Schillers Flucht ließ der Herzog das revolutionäre Drama, das den ganzen Konflikt heraufbeschworen hatte, auf seiner Hofbühne darstellen! Wir stehen da vor einem Rätsel, fast vor einem Wunder. Man wird wohl annehmen müssen, daß irgend eine einflußreiche Persönlichkeit, die sich für die Dichtung interessierte, dem Herzog die Erlaubnis entlockte; nur dürfen wir dabei nicht gerade auf Franziska raten, die ihrer ganzen geistigen Richtung nach für das Theater nichts übrig hatte. Man wird geltend gemacht haben, daß das hauptstädtische Publikum auf die Bekanntschaft mit dem sensationellen Werke brenne, daß dieses zahlreiche volle Häuser machen und ungewöhnlich hohe Einnahmen erzielen werde — ein Grund, dem Serenissimus jedenfalls besonders zugänglich gewesen ist. Was aber auch den Ausschlag gegeben haben mag: wir müssen in dieser Selbstüberwindung ein Zeichen nicht gewöhnlicher Weitherzigkeit erblicken.

In der Folge fehlt uns jede Kunde von irgend welchen, auch indirekten Beziehungen zwischen dem Herzog und Schiller. Dieser selbst unterließ weitere Annäherungsversuche. Zwar erwog er, von seinem Vater bestürmt, noch in Bauerbach eine dritte Eingabe, stand jedoch schließlich davon ab, im richtigen Gefühl, daß es doch nutzlos sein werde und ihm höchstens als Schwäche ausgelegt werden könne. Dagegen machte er es sich

zum Grundsatz, vom Herzog nur Gutes zu reden, was seinem Herzen wie seinem Verstande gleichermaßen zur Ehre gereichte. Ob Karl Eugen von des Dichters spätern Arbeiten irgend etwas zu Gesicht bekommen hat, wissen wir nicht; die Wahrscheinlichkeit spricht nicht eben dafür. Je ferner ihm der Fall Schiller zeitlich rückte, desto mehr verlor er für ihn an Wichtigkeit, und schließlich mochte der undankbare Akademist ihm mehr und mehr aus dem Sinne entschwunden sein. Erst kurz vor seinem Tode wurde er noch einmal an ihn erinnert. Als Schiller elf Jahre nach seiner Flucht vorübergehend in die Heimat zurückkehrte, wollte er sich erst versichern, daß er keinen Widerwärtigkeiten ausgesetzt sei. Er schrieb von Heilbronn aus an den Herzog ganz im Tone des ehemaligen Karlschülers. Dieser gab zwar keine Antwort, äußerte jedoch, daß er Schiller ignorieren werde, wenn er nach Stuttgart komme. Überdies erteilte er dem alten Schiller mehrmals Urlaub, um seinen Sohn in Heilbronn zu besuchen. Das war alles, was man von jenem billigerweise erwarten konnte. Mochte er selbst insgeheim etwas wie Stolz auf seinen inzwischen berühmt gewordenen Zögling empfunden haben, so durfte er doch vor der Welt nicht weiter gehen, wenn er nicht seiner Würde vergeben wollte. Es gehört denn doch eine unglaubliche Naivetät dazu, dem Fürsten zuzumuten, daß er etwa den Deserteur mit Pauken und Trompeten hätte empfangen und ihm einen Orden auf die Brust heften sollen! Übrigens war Karl Eugen alt geworden und seinem Ende nahe: mehr als oberflächlich vermochte ihn Schillers Anwesenheit in Württemberg nicht mehr zu berühren.

Dem Geiste des Dichters mußte bei seinem Aufenthalt in der Heimat und bei dem Abscheiden des Herzogs die Vergangenheit wieder greifbar nahe rücken. Gewiß waren seine Gefühle gemischt, und demgemäß seine gelegentlichen, wechselnden Stimmungen entsprungenen Äußerungen widerspruchsvoll. Sein Freund Friedrich von Hoven erzählt in seiner Autobiographie von Schiller: „Ich sah ihn bei der Nachricht, daß der Herzog krank und seine Krankheit lebensgefährlich sei, erblaffen, hörte ihn den Verlust, welchen das Vaterland durch dessen Tod erleiden würde, in den rührendsten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tod des Herzogs erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tod eines Freundes erhalten hätte.“ Und auf einem Spaziergang will Hoven im Angesicht von Karls Gruft aus Schillers Mund die Worte vernommen haben: „Da ruht er also, dieser rastlos tätig gewesene Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die erstern wurden von seinen großen Eigenschaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Toten begraben werden. Darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachteilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht! er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.“ Mag nun dies auch nicht gerade buchstäblich zu nehmen sein, so sind doch ähnliche Äußerungen sicher gefallen, und auch Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen macht Hovens Auffassung zu der ihrigen. Fast gleichzeitig schrieb freilich Schiller an Körner: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu tun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben.“ Ferner hat Schiller wiederholt gegen Vertraute über „die wahnsinnige Methode“ seiner Erziehung, über die „herz- und geistlose Erziehung“, die ihm zuteil geworden sei, und deren schädliche Folgen auf seine Entwicklung geklagt. Und doch bedauerte er später die Aufhebung der Karlschule nach dem Tode ihres Stifters. Er hatte eben in die Vorzüge wie in die Schattenseiten der Anstalt gleichermaßen klaren Einblick, und je nach seiner Stimmung erschienen ihm die einen oder die andern als überwiegend. Und bald erblickte er in Karl Eugen den Wohltäter und väterlichen Erzieher, bald den despotischen Unterdrücker seines aufflammenden Genies, was er ja auch beides gewesen ist. In

ruhigen Augenblicken nüchterner Erwägung mochte auch Schiller sich eine mittlere Linie ziehen und das Gute und Böse, das er von jener Seite empfangen hatte, als gegenseitig ausgeglichen betrachten.

Wie man jedoch immer das Verhalten Herzog Karls gegen Schiller beurteilen mag, ob man ihn etwas mehr zu entschuldigen oder entschiedener zu verdammen geneigt ist: so viel geht auch aus dem Falle Schiller mit vollkommener Deutlichkeit hervor, daß der Beherrscher Württembergs für die Äußerungen einer poetischen Natur in der Potenz keinerlei Verständnis gehabt hat. Und das stimmt zu der andern Tatsache, daß ihm die Fühlung mit der gewaltig ihrem Gipfel zustrebenden Nationalliteratur gefehlt hat. Indessen zeigte sich auch hier die Wahrheit des Goetheschen Wortes, daß Herzog Karl, indem er nur die niederen Zwecke im Auge hatte, doch die höhern befördern mußte. Die erhöhte geistige Regsamkeit, die unter seiner Regierung in Württemberg fast auf allen Gebieten herrschte, mußte auch der Poesie mittelbar zugute kommen, der Glanz seiner Hofhaltung die Phantasie der Dichter befruchten; ja selbst in seiner immerhin machtvollen Persönlichkeit lagen anregende Keime, die der künstlerischen Weiterentwicklung fähig waren. Erschien es doch auch in späteren Zeiten immer wieder als eine reizvolle Aufgabe, seinen Charakter poetisch auszugestalten, und Hermann Kurz' Roman „Schillers Heimatjahre“, Laubes Schauspiel „Die Karlschüler“ sind wohl die bekanntesten, aber nicht die einzigen Dichtwerke, in denen Herzog Karl eine bedeutsame Rolle spielt. Für künstlerische Zwecke sind alle Stoffe verwertbar, denen eine gewisse Größe anhaftet; sie brauchen nicht eben edel zu sein, wenn sie nur nicht vollkommen gemein sind. So war auch Karl Eugens gesamtes Tun und Treiben samt seinen ansechtbarsten Handlungen, sofern diese das Gepräge des Besondern trugen und weitreichende Folgen hatten, ein Dunstkreis, der das poetische Schaffen wenigstens mittelbar förderte. Beweise dafür sind Schillers Jugenddramen, deren naturalistisch scharfes Profil aus den eigenartigen Zuständen des Karl Eugenschen Württemberg herausgeschnitten ist.

### III.

Das stärkere Regen der geistigen Kräfte im Schwabenlande mußte um so günstigere Folgen haben, als es mit dem mächtigen Aufschwung der deutschen Poesie zusammenfiel. Das Einrücken des Schwabentums in die allgemein nationale Literaturbewegung, durch Hubers und Gemmingens Auftreten glücklich eingeleitet, schritt langsam aber unaufhaltsam vorwärts. Württemberg bekam sogar seinen kleinen Literaturpapst in der Person Balthasar Haugs, der — für die Sachlage bezeichnend — zu den vertrautesten wissenschaftlichen Helfern des Herzogs gehörte. Dieser sah Haugs schöngeistige Bemühungen zu Ehren des schwäbischen Namens gewiß nicht ungerne, da sie sich in so gesetzmäßig-zahmen Bahnen bewegten und von einer Person ausgingen, deren Loyalität über jedem Zweifel stand, und der unmöglich ein Verdacht der Senialität anhaften konnte.

Balthasar Haug war am 4. Juli 1731 zu Stammheim (im Oberamt Calw) geboren, machte den regelmäßigen philologisch-theologischen Bildungsgang durch, wurde Pfarrer zu Niederstotzingen und Magstadt, 1766 Professor am Stuttgarter Gymnasium, welchen Posten er jedoch erst 1773 antreten konnte, da er inzwischen „höchster literarischer Privataufträge halber“ in Karls damaliger Residenz Ludwigsburg festgehalten wurde. Im Januar 1776 erhielt er zu seinem Gymnasialamt eine Professur für deutschen Stil an der Karlschule mit halb philologischem, halb ästhetischem Lehrauftrag. Zugleich war er Mittwochsprediger an der Stuttgarter Stiftskirche. Er starb am

3. Januar 1792. Sein Ansehen beschränkte sich nicht auf seine württembergische Heimat. Er war Mitglied verschiedener auswärtiger Gesellschaften, kaiserlicher Pfalzgraf und machte sich als solcher den von ihm freilich ernstgemeinten Spaß, andre Dichter mit dem Lorbeerkranz zu krönen. Ein wackerer Mann, eine wohlmeinende und kenntnisreiche Persönlichkeit mit regen und vielseitigen geistigen Interessen, erhob sich Haug in feinem Fach über ein anständiges Durchschnitismaß.

Als Poet hat er nichts Bleibendes geschaffen. Er diente dem Herzog und der Akademie mit Festgedichten und Festspielen, die den höfischen Anforderungen in einem uns widerlich erscheinenden Maße Genüge leisteten. Sonst liebte er religiöse und moralische Stoffe, die er in Form von Oden und Pöanen zwar nicht ohne Gewandtheit, aber in einem geschmückten und aufgeputzten Stile, der aus der Kumpelkammer der Renaissancepoesie hervorgeholt zu sein scheint, behandelte. Sein poetisches Hauptwerk ist eine „Der Christ am Sabbath“ betitelte Sammlung frommer Lieder (1763/4).

Wirklichen Nutzen hat Haug als Literaturhistoriker und Förderer der zeitgenössischen Literatur gestiftet. Zwar muß seine 1762 erschienene Jugendschrift „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben“, ein verfrühter Versuch, die Ehre der einheimischen Literatur zu retten, als verunglückt betrachtet werden: in zopfiger, schwerfälliger Prosa geschrieben, bietet sie nichts als Allgemeinheiten ohne Beweiskraft. Aber die Gründung einer schönwissenschaftlichen Zeitschrift in Stuttgart war ein sehr verdienstvolles Unternehmen. Sie erschien zuerst 1774 unter dem Titel „Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten“, 1775—1780 als „Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen“, 1781 und 1782 als „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“. Gedichte, literarische, ästhetische, kritische Artikel, Personalnotizen wechseln darin miteinander ab, und wenn die neun Bände auch weit reichere Ausbeute für Statistik und Biographie als für Poesie liefern, wenn sie auch vielfach einen trockenen und ärmlichen Eindruck erregen, so war doch einmal der Versuch gemacht, die schwäbischen Schriftsteller zu sammeln. Im Jahrgang 1776 wurde der jugendliche Schiller von seinem Lehrer Haug, der mit ihm in näherer Verbindung stand und ihm wohlwollte, als Mitarbeiter — mit der Ode „Der Abend“ — eingeführt. In der 1790 veröffentlichten und dem Landesherrn gewidmeten Schrift „Das gelehrte Württemberg“ faßte dann Haug nochmals seine literarischen Bestrebungen zusammen: es ist ein Lexikon, das an die Biographien aller im Lande wie auswärts lebenden württembergischen Autoren eine Übersicht über Schwaben anreicht, die sich auf allen möglichen andern Gebieten hervorgetan oder geachtete Stellungen erworben hatten.

Wie ein roter Faden zieht sich durch Haugs gesamte literarische Tätigkeit die Absicht, die Ehre seiner schwäbischen Heimat zu retten und damit zugleich der Ehre seines Fürsten zu dienen, den er nicht bloß als Dichter, Festredner, Kanzelprediger, sondern auch als Publizist verherrlicht hat. In seiner Jugendschrift vom „Zustand der schönen Wissenschaften in Schwaben“ muß er freilich recht kleinlaut werden, wenn er auf die lebenden einheimischen Poeten zu reden kommt. Um so voller kann er den Mund in seinem letzten, 28 Jahre später veröffentlichten Werke „Das gelehrte Württemberg“ nehmen, dessen Widmung mit den Worten beginnt: „Wer in Abrede sein kann, daß Württemberg seit einem halben Jahrhundert Riesenschritte gemacht habe sowohl in der



Balthasar Haug

Erziehungskunst überhaupt als vornehmlich in der Erhöhung und Ausbreitung der Gelehrsamkeit und Kunst: der muß entweder in der Litteratur der Deutschen ganz unbewandert oder ein Feind unseres Vaterlandes sein." Die neun dazwischenliegenden Zeitschriftenbände sollen durch Zusammenschichtung massenhaften Materials denselben Zweck erfüllen. Haug sucht seine Siege mit dem groben Geschütz der Statistik zu erkämpfen: wer etwas geschrieben hat, ist ihm ein Schriftsteller, wer etwas gedichtet, ein Dichter, und er zählt seine Leute mehr, als daß er sie wägt. Aber schließlich sind Zahlen doch auch Beweismittel, und wenn man die Übersicht über die württembergischen Autoren vom Jahre 1762 mit der von 1790 vergleicht, so sticht der gewaltige Unterschied, auch bei einer Prüfung nach qualitativen Gesichtspunkten, sofort in die Augen: Württemberg hatte in der That die dazwischenliegenden 28 Jahre ausgenutzt und in den schönen Wissenschaften Riesenfortschritte gemacht.

Die Debatten über die literarischen Leistungen des Schwabentums und seinen Bildungsstand waren mittlerweile fortgesetzt worden. Haugs frühzeitiger Optimismus hatte keineswegs allseitige Zustimmung gefunden. Dem schon mit 28 Jahren 1766 verstorbenen Thomas Abbt, einem Ulmer, der es als philosophischer Schriftsteller außerhalb seiner Heimat zu hohem Ansehen gebracht hat, erschien diese als ein Böötien, als ein Land der Barbarei. Und noch später erklärte Schubart die schwäbischen Gaue ringsum für lauter poetische Wüsteneien und klagte darüber, daß es in Schwaben Hochverrat sei, Geschmach zu haben. Auch in der 1774 zu Augsburg erschienenen anonymen Schrift „Die Ehre der Schwaben“ und in den pikanten Reisebildern, die der einflußreiche, aus Altwürttemberg stammende Journalist Ludwig Wehrlin unter dem Titel „Des Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland“ 1778 — gleichfalls anonym — auf den Markt geworfen hat, überwogen scharfe Kritik und Satire. Willkommene Bundesgenossen fand dagegen Haug in dem ausgezeichneten Germanisten Friedrich Karl Fulda (1724—1788), einem württembergischen Pfarrer, der für die Schwaben die Ehre in Anspruch nahm, „die herrschende Sprache gezeugt zu haben“, ferner in dem jungen Gotthold Stäudlin, seinem Günstling, und in Johann Michael Armbruster, der 1785 ein „Schwäbisches Museum“ zu Ehren des schwäbischen Namens begründete. Im allgemeinen ging man bei diesen Erörterungen mehr von stammheitlichen als politischen Begriffen aus, und Angriffe wie Rettungen galten meist dem gesamten Schwabentum, von dem Württemberg nur ein Bestandteil, wenn auch das Kernland, war. Und wirklich lag über Württemberg und dem übrigen Schwaben damals ungefähr derselbe geistige Dunstkreis gebreitet.

Ein wie günstiges Ergebnis im ganzen der Überblick liefert, den Balthasar Haug 1790 über „Das gelehrte Württemberg“ gab: etwas bedenklich muß es stimmen, daß der Abschnitt, der die im Ausland lebenden württembergischen Schriftsteller behandelt, die besten Namen enthält. Es ist ein altes und noch heute nicht ganz überwundenes Verhängnis des Württemberger Landes, daß gerade die edelsten Schößlinge seiner geistigen Triebkraft ent wurzelt werden müssen, um nicht im heimatlichen Boden zu verkümmern. Immerhin bleibt dem Karl Eugenschen Württemberg der Ruhm, wenigstens die geistige Nährmutter auch derjenigen Talente gewesen zu sein, welche sich erst in der Fremde voll entfaltet haben.

In Herzog Karls früherer Regierungsperiode war die Tübinger Hochschule mit dem Stift die einzige höhere Bildungsstätte im Lande, für die einerseits die beiden Gymnasien zu Stuttgart oder Tübingen, andererseits die verschiedenen niederen Seminarien oder Klosterschulen die wissenschaftlichen Vorbereitungsstufen bildeten. In den zwei letzten Jahrzehnten trat diesen Anstalten die Militärakademie, am 22. Dezember 1781 von Kaiser Joseph II. als „Karls Hohe Schule“ zur Universität erhoben, an die

Seite, die bekanntlich in ihrer Organisation Gymnasium und Hochschule vereinigte. In diesen zweierlei Bildungsstätten haben wir denn das unter Herzog Karl herangewachsene württembergische Dichtergeschlecht so gut wie ausschließlich zu suchen.

Zu Ende der sechziger Jahre begann auch die Seminarien und das Tübinger Stift frischere Geistesluft zu durchwehen, und die neu erwachte deutsche Poesie drang selbst durch die Rizen der Klostermauern. David Christoph Seybold, dessen Zeugnis für die Gleichgültigkeit der Stiftsstudenten gegen die Literatur noch in den sechziger Jahren oben angeführt worden ist, berichtet, im Jahre 1778 sei bereits ein solcher Umschwung eingetreten, daß viele Seminaristen über dem Lesen der neueren deutschen Schriften ihre humanistischen, viele Stiftler ihre theologischen Studien verabsäumten und Gefahr bestand, Württemberg werde größtenteils Schöngeistern zu Pfarrern bekommen. Und Seybold tiuscht zur Illustration dieses Satzes folgende Anekdote auf: „Einem Studenten zu Blaubeuren nahm der Professor Werthers Leiden hinweg. O, sagte der Mensch, man kann mir's wohl nehmen: kann's auswendig.“ In den siebenziger Jahren — also in der Zeit, da die Karlschule emporblühte — überfluteten die modernen Dichter alle Seminarien: die jungen Leute schwärmten mit Klopstock und vergossen Tränen über Werther und Siegwart. Und man begann auch selbst in erhöhtem Maße mit den bewunderten Vorbildern in poetischer Produktion zu wetteifern. Für die theologischen Vorgesetzten war freilich eine solche Geschmacksrichtung nach wie vor ein Greuel, und sie duldeten widerwillig, was sie doch nicht mehr zu hindern vermochten.



Gottlob David Hartmann

Allen voran stürmte der Kofwager Schullehrerssohn Gottlob David Hartmann, der in fieberhaftem Drange seine Kräfte vorzeitig aufzehrte. Am 2. September 1752 geboren, erhielt er seine Ausbildung in den Klosterschulen zu Blaubeuren und Bebenhausen und seit 1771 im Tübinger Stift. Er fühlte sich in den engen und strengen Seminarverhältnissen höchst unbehaglich. Der humanistische Zopf und die theologische Gelehrsamkeit waren ihm gleichermaßen zuwider. Klopstock und der neuen Poesie, daneben philosophischer, geschichtlicher, germanistischer Wissenschaft galt seine Liebe. Er brannte vor Verlangen, in der deutschen Literatur mitreden zu dürfen. In seinem Hirne kreuzten sich die großartigsten Pläne, die einander immer wieder verdrängten, ehe sie zur Ausführung gekommen waren. Er spann seine Fäden nach allen Richtungen, knüpfte nach allen Seiten hin literarische Beziehungen an. Dem würdigen Huber in Tübingen, dem alten Bodmer und Lavater in Zürich kam er persönlich nahe. Schon als Stiftsstudent trat er mit Gedichten in Almanachen hervor und ließ seine eigenartigen Jahresfeiern, worin er rückblickend sich in Betrachtungen über das vergangene Jahr versenkte und Zeitereignisse und persönliche Erlebnisse durcheinander wob, als Einzeldrucke erscheinen, gab 1773 eine moralphilosophische Prosaschrift „Sophron oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben“ mit heftigen Ausfällen gegen



das heimische Schulwesen und 1774 „Litterarische Briefe“ heraus und rezensierte eifrig für verschiedene Blätter. Man kann sich denken, daß die Stiftsvorgesetzten nicht eben freundlich zu dem Treiben des Jünglings sahen, dessen Namen man schon allerwärts unter frohen Hoffnungen nannte. Er selbst fühlte sich im Stift vereinsamt, eingeengt, beargwöhnt und konnte sich mit seiner theologischen Bestimmung durchaus nicht versöhnen. So war es eine glückliche Lösung, daß ihm Freunde einen Ruf als Professor der Philosophie an das neugegründete akademische Gymnasium zu Mitau in Kurland verschafften. Im April 1774 trat er die Reise an, und er machte unterwegs bei einer Anzahl literarischer Größen Station. In Mitau warteten seiner ein ehrenvoller Wirkungskreis und angenehme äußere Lebensverhältnisse: aber schon am 5. November 1775 raffte ihn ein hitziges Fieber hinweg.

Es ist Hartmann nicht beschieden gewesen, sich aus Sturm und Drang zu Klärung und Reife durchzuarbeiten. Die Natur hatte ihn reich mit geistigen Gaben bedacht.



Karl Philipp Conz

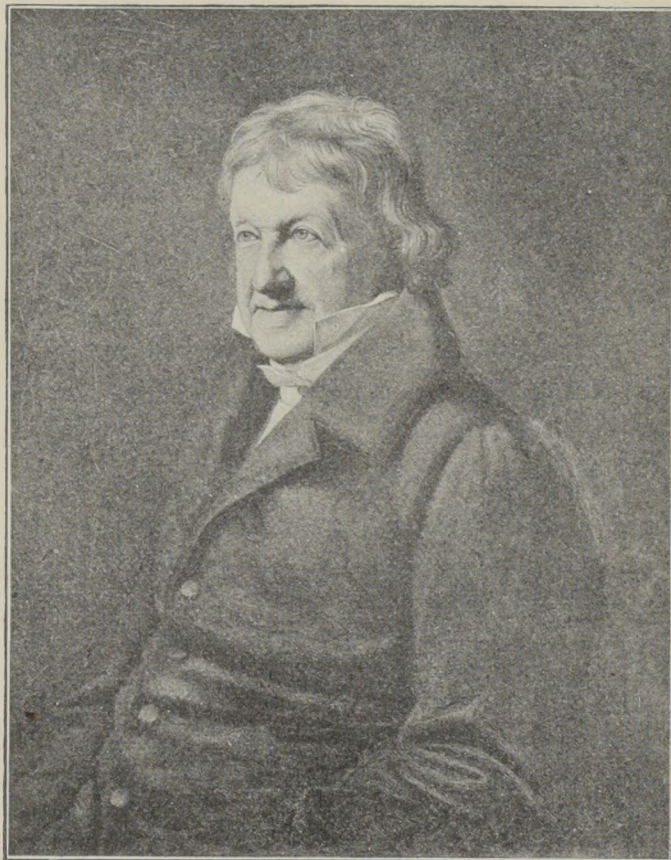
(Aus „Hartmann, Schillers Jugendfreunde“.  
Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung  
Nachf.)

Es fragt sich jedoch, ob er bei längerer Lebensdauer nicht mehr auf dem geschichts-philosophischen als auf dem poetischen Gebiete gegläntzt hätte. Bereitete er doch nichts Geringeres als eine Geschichte der Menschheit vor. Seine Muse war durchaus auf das Erhabene und Pathetische gerichtet; Tändeleien waren ihm zuwider, den Reim tat er in Acht und Bann. Der einfache Liederton blieb ihm versagt. Er war im Grunde genommen von sprödem Stoffe, Naivetät und Sinnlichkeit gingen ihm völlig ab. Aber seinen patriotischen Empfindungen und deutsch-tümlichen Gesinnungen, seiner Begeisterung für Freiheit und Bürgertugend, seinem Haß gegen Tyrannei und Völkerkrieg wußte er feuerig beredten Ausdruck zu verleihen. Bereits rührte er, ähnlich wie Huber, an den Saiten, die später Schiller voll erklingen ließ. Häufig freilich verfiel er in schwulstige und frostige Rhetorik, zumal in den Gesängen, die er, in den Klopstock'schen Bardenchor ein-

stimmend, als Barde Telynhard preisgegeben hat. Immerhin begann sich sein Geschmacf merklich zu läutern. Und auch der unangenehmen Eigenschaft, seiner Person übertriebene Wichtigkeit beizumessen und sie in den Mittelpunkt seines Dichtens zu stellen, hätte er sich wohl mit der Zeit entäußert, je mehr das Verlangen, ein Originalgenie um jeden Preis zu sein, in ihm zurückgewichen wäre.

Bald nach Hartmanns Abgang aus dem Stift wurde dieses der Sammelpunkt für Poetengesellschaften; nicht mehr vereinsamt, sondern in froher Gemeinschaft strebten nunmehr die Jünglinge nach hohen Zielen. Schon von dem nachmaligen trefflichen Karlschulprofessor Friedrich Drück, der 1773 in das Stift eintrat, wissen wir, daß er einem solchen Kreise angehörte. Ein paar Jahre später wandelte das Freundespaar Karl Friedrich Reinhard (1761—1837) aus Schorndorf und Karl Philipp Conz (1762—1827) aus Lorch auf den Pfaden der Dichtkunst. Zwei Pfarrersöhne, besuchten sie gemeinsam die Schorndorfer Lateinschule und trafen, nachdem sie verschiedene niedere Seminarien durchlaufen hatten, wieder im Tübinger Stift zusammen, wo sie den Herzensbund erneuerten. Sie schwelgten in den schönen Wissenschaften, dichteten und übersetzten um die Wette. Noch als Studenten wagten beide den Flug an die Öffentlichkeit. Von einzelnen Gedichten abgesehen, ließ Conz 1782 ein namentlich in bühnentechnischer Hinsicht unreifes Drama „Konradin von Schwaben“ erscheinen, Reinhard anonym 1783 eine geistreiche Übersetzung des Tibull nebst Proben aus Properz und Tjrtäus und einem Anhang von eigenen Elegien, und 1785 taten sich die Freunde zu einem Bändchen „Episteln“ zusammen.

Bald trennten sich jedoch ihre Wege, und gar verschiedene Lebensschicksale harrten ihrer. Reinhard erzwang sich durch eine scharfe Kritik über das Tübinger Stift in Armbrusters Schwäbischem Museum von seinem Vater die Erlaubnis, dem ihm verhaßten theologischen Beruf entsagen und der Enge der heimatlichen Verhältnisse entweichen zu dürfen. Er zog als Hauslehrer nach Frankreich, wo ihn die Wogen der Revolution ergriffen und rasch in die Höhe trugen. Vier Jahrzehnte lang diente er in den mannigfachsten Stellungen, als Gesandter, Botschafter, Minister, den wechselnden Machthabern in Frankreich, oftmals mit innerem Widerstreben, aber gleichsam unter dem unentrinnbaren Zwang einer einmal übernommenen Pflicht. Sein bewegtes Dasein stand unter dem Verhängnis blinden Zufalls, dem er sich mit Fatalismus ergab, bildete eine Kette von Widersprüchen, die zu sprengen ihm die Entschlossenheit mangelte. Als Pair von Frankreich und Mitglied der Akademie beschloß Graf Reinhard in Paris seine Tage, die er in einem schwäbischen Pfarrhaus begonnen hatte.



Graf Reinhard

Im Herzen niemals von seinem alten Vaterlande losgelöst, war Reinhard zeitlebens bemüht, den Zusammenhang mit den Freunden in der Heimat aufrecht zu erhalten und neue literarische Verbindungen anzuknüpfen. Auch hörte er nicht sofort auf, deutscher Dichter und Schriftsteller zu sein. Noch bis zum Jahre 1800 veröffentlichte er da und dort Gedichte und Prosaaufsätze. Später ließ er sich daran genügen, zu guter Stunde manchmal vor sich hinzudichten oder häusliche Feste durch poetische Spenden zu verherrlichen. Aber der Gedanke, die Erzeugnisse seiner Muse zu sammeln, ließ ihn doch nicht los. Es kam leider nicht dazu. Mehr noch muß man bedauern, daß seine dichterische Entwicklung mitten im besten Zuge durch völlig entgegengesetzte Anforderungen unterbrochen worden ist. Denn aus seinen jugendlichen Versuchen leuchtet ein schönes Talent hervor, und namentlich unter seinen Elegien finden sich ausgezeichnete Schöpfungen, voll von Kraft des Gedankens, von weichem und doch echt männlichem Gefühl, von verhaltenem Schmerz und gedämpfter Leidenschaft.

Conz' Leben spielte sich ganz in Württemberg ab. Nachdem er Prediger an der Karlschule, Diakonus in Vaihingen a. d. Enz und Ludwigsburg gewesen war, erhielt er 1804 einen Ruf als ordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Tübingen, wo er seine Vorlesungen auf Ästhetik und Literaturgeschichte ausdehnte, auch praktische Übungen im deutschen Stil abhielt. 1812 wurde ihm noch dazu die Professur für Rhetorik übertragen. War er auch nichts weniger als das Ideal eines Dozenten, so dankte doch mancher Jüngere dem herzensguten Menschen mit dem kindlichen Gemüte Anregung und Förderung.

Conz hat eine ziemlich lange Reihe eigener Gedichtbücher veröffentlicht, außerdem auch übersetzt und auf dem historischen, biographischen, literaturgeschichtlichen, ästhetischen,

philosophischen und philologischen Gebiete geschriftstellert. Er war ein vielseitiger und nach Formen wie Stoffen reichhaltiger Poet, den künstlerische Zucht, reiner Geschmack und Formsinn über den Durchschnitt seiner nächsten Umgebung erhoben. Ein starkes Naturell, eine bestimmte Physiognomie ging ihm freilich ab. Seine Dichtungen sind kaum mehr als freie Um- und Nachbildungen bewährter Muster. Er ist in erster Linie ein bewußter Jünger der Antike, zumal des von ihm bewunderten Hellenentums: Anklänge an die alten Klassiker, deren Metren er auch bevorzugt, ziehen sich durch alle seine Schöpfungen. Daneben ließ er sich der Reihe nach von den emporkommenden Größen der deutschen Literatur, später namentlich von Schiller, beeinflussen. Sein Anpassungsvermögen ging so weit, daß er schließlich sogar romantische Bestandteile in seine Poesie aufnahm, was dieser keineswegs zum Nachteil gereichte. Übrigens bildeten seine frühzeitige Hohenstaufenbegeisterung, sein Interesse am Mittelalter überhaupt, seine Nachahmung von Minneliedern schon eine Vorstufe zu seiner romantischen Epoche. Seine hauptsächlich literarische Rolle hat Conz erst nach Herzog Karls Tod gespielt, als die klassizistische Richtung in Stuttgart zur Herrschaft gelangte und im „Morgenblatt für gebildete Stände“ ein einflußreiches Organ gewann. Doch hinderte ihn sein nahes Verhältnis zu den Führern dieser literarischen Partei, Friedrich Weisser und Friedrich Haug, nicht, auch mit dem aufstrebenden Uhland-Körnerschen Romantikerkreis Fühlung zu nehmen.

Gleichzeitig mit Reinhard und Conz lebte im Tübinger Stift Viktor Matthäus Bühler (1760—1828) aus Möttlingen (GA. Calw), zuletzt Pfarrer in Echterdingen. Die poetische Ader floß ihm am reichsten in der Studentenzeit. Der Kneipzeitungston schlägt sein komisches Gedicht in Hexametern „Die Neujahrsnacht“ (1784) an, worin nach dem Muster von Zachariäs Renommisten eine solide Kauferei zwischen Studenten und Philistern beschrieben wird. Das dichterisch belanglose Werkchen erregt als Tübinger Sittenbild bescheidenes Interesse. Aus derselben burlesken Stimmung heraus ist Bühlers Sammlung „Kleine Gedichte“ (1785) geschlossen. Auch Jakob Heinrich Duttenhofer (1758—1823) aus Neubulach, als Pfarrer zu Deckenpfronn gestorben, der nachmals mit völlig verschollenen Gedichtbüchern, Erzählungen und Dramen hervorgetreten ist, zählte in jenem Zeitraum zu den dichtenden Stiftlern. Es dichteten ferner gelegentlich der als Pfarrer zu Schnaitheim verstorbene Johannes Lang (1758—1811) aus Blaubeuren, der originelle Philosoph Christoph Gottfried Bardili (1761—1808) aus Blaubeuren, später Professor an der Karlschule und dem Gymnasium in Stuttgart, Gotthold Stäudlins jüngerer Bruder Karl Friedrich Stäudlin (1761—1826) aus Stuttgart, der nachmalige Göttinger Theologieprofessor. Alle diese Stiftsstudenten scharten sich zu gemeinsamer Pflege der Poesie, insbesondere der lyrischen, eng zusammen.

Eine ganz andere Richtung schlug der junge Karl Friedrich Hensler (1759—1825) aus Vaibingen a. d. Enz ein, der es in Tübingen zum Magister brachte, dann Hofmeister wurde, bald nach Wien kam und im dortigen Theaterleben als Leiter von Volkstheatern und fruchtbarer Schauspieldichter eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Etwas später als diese besuchten Johann Friedrich Heigelin (1764—1845) aus Stuttgart und der Pfarrerssohn Johann Friedrich Schlotterbeck (1765—1840) aus Altensteig das Stift. Heigelin, der die letzten Jahrzehnte seines Lebens als pensionierter Pfarrer und titulierter Professor in Seradstetten verbrachte, hat in jungen Jahren zweimal seine Gelegenheitsgedichte gesammelt. Schlotterbeck wurde, nachdem er magistrirt hatte, aus dem Stift relegiert, fand jedoch 1789 Anstellung als Lehrer der alten Sprachen an den unteren Klassen der Karlschule und ging später in den Verwaltungsdienst über. Er verstand geschickt mit dem poetischen Pfündchen, das die Natur ihm anvertraut hatte, zu wuchern. Seit 1786 veröffentlichte er allerlei Fabel- und Gedichtbücher, worin er mit Behagen einer altmodisch trivialen Manier huldigte. Seine ausgesprochene Be-

gabung für Fest- und Gelegenheitsverse trug ihm nach Schubarts Tod 1791 das Amt eines Hof- und Theaterdichters ein. Seitdem ließ er vollends kein irgendwie belangreiches Ereignis im Fürstenhause, keinen Geburts- oder Namenstag unverewigt, verherrlichte aber auch öffentliche Lokalbegebenheiten, diente Privatpersonen mit Hochzeitsgesängen, fertigte für das Stuttgarter und später für das Ulmer Theater Festspiele, Prologe, Kantaten, übersezte Operntexte. Wie ungenießbar für unsern Geschmack diese in phrasenhaften Übertreibungen schwelgenden Reimereien sind: für die Mitlebenden haben sie doch ihren Zweck erfüllt, und Schlotterbeck gehörte manches Jahrzehnt zu den populären Persönlichkeiten der Residenz, ja des ganzen Ländchens.

In der letzten Regierungszeit Herzog Karls erhielten einige besonders begnadete Geister im Stift ihre Ausbildung, deren öffentliches Wirken freilich einer späteren Epoche angehört: Friedrich Schelling, Wilhelm Hegel, Friedrich Hölderlin. Wie dieser mit jenen beiden ein philosophisches Kleeblatt bildete, so schloß er sich mit Rudolf Magenau (1767—1846) aus Markgröningen und Ludwig Neuffer (1769—1839) aus Stuttgart, die beide nicht aus den regelmäßigen Bahnen des württembergischen Theologen gewichen sind, zu einem poetischen Vereine zusammen. Ein förmlicher Dichterbund nach dem Muster des Göttinger Hains wurde gestiftet, ein dickes Bundesbuch angelegt, in das jedoch nur wenige poetische Einträge kamen. Neuffer war, gleich Hölderlin, zur Empfindsamkeit geneigt, und die beiden ergingen sich um die Wette in erhabenen Gefühlen. Die heitere und lebensfrohe Natur Magenaus, der einen Wieland und Thümmel so gut wie die sentimentalen Dichter zu schätzen wußte, stand in heilsamem Gegensatz zur Schwärmerei der zwei andern. Neuffer war als geborener Stuttgarter in den literarischen Kreisen der Hauptstadt frühzeitig heimisch und erfreute sich der Gönnerschaft Schubarts und Stäudlins. Er machte mit diesen auch Magenau und Hölderlin bekannt, und Stäudlin war es, der, wie wir noch sehen werden, die drei Freunde in die Literatur einführte.

Hölderlins, Neuffers und Magenaus Bahnen kreuzte wohl auch der Haller Friedrich David Gräter (1768—1830), der seine in Tübingen, doch nicht im Stift begonnenen theologischen Studien in Halle und Erlangen fortsetzte. Seine poetischen Versuche sind allerdings ohne Belang, während seine Verdienste um die Erforschung des germanischen Altertums nicht bestritten werden können.

Obchon das Stift das Hauptquartier derjenigen Tübinger Studenten war, welche sich mehr als oberflächlich mit den schönen Wissenschaften beschäftigten, so wetteiferten mit den Stiftlern doch auch manche, die außerhalb jener Anstalt standen, wie der oben erwähnte Gräter, in literarischen Bestrebungen. Ja gerade der Mann, welcher sich zum Wortführer und Bannerträger der jüngeren württembergischen Dichtergeneration aufwarf, zählte weder zu den Stiftsstudenten noch zu den Theologen überhaupt: Gotthold Friedrich Stäudlin. Er erblickte am 15. Oktober 1758 zu Stuttgart als Sohn eines angesehenen Beamten das Licht der Welt und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Die Muse war in seinem Vaterhause heimisch, und außer ihm selbst versuchten sich drei seiner Geschwister in der Poesie: der im 19. Jahre als Student der Rechte verschiedene hochbegabte Gottlieb Friedrich, der älteste der Stäudlinschen Brüder, ferner der schon erwähnte Karl Friedrich und die wenigstens in der Formgebung sehr gewandte Charlotte. Gotthold Stäudlins dichterisches Talent trat frühzeitig hervor und wurde von allen Seiten verhätschelt, so daß sich bei dem Jüngling eine übertriebene Vorstellung von dem eigenen Werte herausbilden mußte. Als Gymnasiast noch wurde er unter den Mitarbeitern der „Mannheimer Schreibtafel“ rühmend genannt und vor seinem Abgang auf die Landeshochschule von seinem Lehrer Balthasar Haug mit dem Dichterlorbeer bekränzt, wobei letzterer bemerkte, Stäudlin könne dieser veralteten Belohnung mit der Zeit wieder Ehre

machen. Und Haug, der auf seinen Schüler besonders große Stücke hielt, ließ keine Gelegenheit unbenuzt, um im Schwäbischen Magazin seiner rühmende Erwähnung zu tun. Schubart teilte diese gute Meinung über Stäudlin. Schon im Mai 1776 erklärte er ihn für das beste dichterische Genie im Württembergischen und schrieb ihm „Einbildungskraft, Darstellung, Feuer, große Gesinnungen und Sprachstärke“ zu. Der 21jährige Tübinger Student sandte 1780 ein begeisterungstrunkenes und schwungvolles Lobgedicht in drei Gefängen auf Albrecht von Haller in die Welt, für das ihm nicht nur sein Tübinger Verleger Heerbrandt ein ungewöhnlich hohes Honorar zahlte, sondern auch der Berner Rat, wie Haug im Schwäbischen Magazin verkündete, fürstlich lohnte. Nachdem er seine Studien beendet und sich auf Reisen fortgebildet hatte, kehrte er in das väterliche Haus nach Stuttgart zurück, um sich hier auf seinen juristischen Beruf weiter vorzubereiten und sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. In rascher Folge veröffentlichte er 1781 „Proben einer teutschen Aneis, nebst lyrischen Gedichten“, 1782 eine Sammlung „Vermischte poetische Stücke“, 1783 den Roman „Wallbergs Briefe an seinen Freund Ferdinand“. In demselben Jahre begann er Bodmers Nachlaß herauszugeben, von dem berühmten Schweizer selbst mit dieser Aufgabe betraut. Mehr als diese poetischen und schriftstellerischen Leistungen mehrte jedoch der Schwäbische Musenalmanach seinen Ruhm und sein Ansehen, zu dem er namentlich die jüngere Dichtergeneration im Lande, doch ohne Ausschluß der älteren, Tübinger Stiftler und Stadtstudenten gleichermaßen wie Stuttgarter Akademisten, um sich sammelte.

Hier münden zwei getrennte Ströme ineinander, und wir müssen, ehe wir die Geschichte des Schwäbischen Musenalmanachs und seines Herausgebers weiter verfolgen, die Rolle, welche die Karlschule in der Entwicklung der württembergischen Poesie gespielt hat, kennen lernen.

In dem Unterrichtsplane dieser Anstalt, dem bei aller bunten Vielseitigkeit die Philosophie als stützende Grundlage ein festes und einheitliches Gepräge verlieh, ist eine überaus schwierige und verwickelte Aufgabe, wenn nicht mustergültig, so doch rühmlich gelöst worden. Da die Akademie — ganz im Gegensatz zu den auf veralteter humanistischer Grundlage ruhenden sonstigen Landeschulen — sich ohne Zögern alle modernen Errungenschaften des Unterrichtswesens aneignete, so trug sie, trotz den unleugbaren Nachteilen eines unfreien und pedantischen Erziehungssystems, viel dazu bei, die gesamte Bildung in Württemberg auf eine höhere Stufe zu heben. Allerdings nahm gerade die deutsche Literatur im Lehrplan der Karlschule eine nichts weniger als bevorzugte Stellung ein, was bei Herzog Karls persönlicher Haltung jener gegenüber nicht wundernehmen darf. Selbst die deutsche Sprache mußte sich anfangs eine sehr stiefmütterliche Behandlung gefallen lassen. Zwar wurde beim Exponieren aus dem Altklassischen auf richtige und fließende Verdeutschung großer Nachdruck gelegt, was gegenüber dem landläufigen Lehrbetrieb in den humanistischen Fächern einen mächtigen Fortschritt bedeutete, und bald bediente man sich in der Akademie nicht nur in sämtlichen Lektionen, sondern auch bei den öffentlichen Disputationen, wiederum den übrigen Lehranstalten voraus-eilend, durchweg der Muttersprache. Aber als Unterrichtsgegenstand wurde sie nur so nebenbei im Elementarkurs aus Anlaß der Schreib- und Religionsstunde gelehrt, wogegen Übungen im deutschen Briefstil auch als Prüfungsfach frühzeitig vorkamen. Einstimmig und entschieden wiesen die Lehrer immer wieder auf die Bedeutung des deutschen Unterrichts und der Lektüre guter Autoren hin. Endlich drangen sie durch. Im Jahre 1779 wurde ein besonderer Lehrer für deutsche Sprache und Literatur, namens Söriz, angestellt, dem sich 1786 ein zweiter, Ströhlin, zugesellte. Der Anfertigung von Aufsätzen widmete man besondere Sorgfalt. 1783 wurde für die unteren Abteilungen ein brauchbares Lesebuch eingeführt und zugleich den Stilübungen zugrunde gelegt. Einer der

Koryphäen der Akademie, Abel, gab eine Zeitlang selbst diese Stunden, wie er auch zum Teil in den höheren Klassen den deutschen Unterricht übernahm. Sogar der Versuch wurde gemacht, deutsche Grammatik in systematischer Weise zu lehren, jedoch bald wieder aufgegeben, da keine günstigen Ergebnisse damit erzielt wurden. Nur davon hören wir nichts, daß die Erzeugnisse der neueren deutschen Literatur jemals öffentlich gelesen und erklärt worden wären, welcher Vorzug doch den griechisch-römischen wie den französischen Klassikern unbedenklich zugestanden wurde. In diesem Punkte scheint der Herzog gegen alle Vorstellungen unzugänglich geblieben zu sein.

Wohl aber ließen es sich eine Anzahl Professoren angelegen sein, von sich aus das Versäumte, soweit es in ihrem Machtbereiche lag, nachzuholen. Der Herzog stellte nach einem höchst vernünftigen Prinzip vorzugsweise jugendliche Lehrer an, die Verständnis für die Jugend hatten, so daß sich zwischen ihnen und ihren Zöglingen persönliche Beziehungen von Herzlichkeit herausbilden konnten. Gerade einzelnen der jüngeren Professoren hatten es die Akademisten zu danken, daß ihnen der Wert der idealen Güter zum Bewußtsein gebracht wurde. Von solcher Seite wurden sie in ihren literarischen Neigungen unterstützt, in der Privatlektüre beraten, in den poetischen Bestrebungen ermuntert, bei der selbständigen Produktion durch kritische Erörterungen und nützliche Unterweisungen, durch Lob und Tadel gefördert. Verschiedene wählten in ihren Vorträgen, zumal in den philosophischen, die Beispiele mit Vorliebe aus den Dichtern, auch aus den modernsten, und schmuggelten so ein Stück Dichtkunst in den Unterricht ein.

Da war vor allem Jakob Friedrich Abel, der 1772, erst einundzwanzigjährig, für Philosophie angestellt wurde und zwei Jahrzehnte an der Akademie eine segensreiche Tätigkeit entfaltete, bis er 1790 an die Universität Tübingen versetzt wurde. Er war ein lebenswürdiger und ideal veranlagter Mensch, der dem Unterricht Leben und Seele einzuhauchen und in den jungen Gemütern Empfänglichkeit für das Edle und Schöne zu wecken verstand. „Der engelgleiche Mann“, wie er genannt wurde, war für viele dankbare Schüler ein Gegenstand der Liebe, Verehrung und Anhänglichkeit. Auch Friedrich Schiller gehörte darunter. Er stand mit dem nur um acht Jahre älteren Lehrer in freundschaftlichem Verkehr. Abel war es, der dem Jüngling zuerst den Zauber der Shakespeareschen Welt erschloß, mit Abel tat er sich später zur Herausgabe des „Württembergischen Repertoriums der Litteratur“ zusammen; von Abel erhielt er den Stoff zu seinem Roman „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ übermittelt. Der Geschichtsprofessor Johann Gotlieb Schott und Jakob Nast, der alte Literatur und Beredsamkeit lehrte, beide 1751 geboren und beide 1773 eingetreten, wetteiferten mit Abel, Geist und Herz der ihrer Hut anvertrauten Jünglinge zu bilden, und 1779 gesellte sich zu jenen wackeren Männern als vierter im Bunde der damals fünfundzwanzigjährige Friedrich Ferdinand Drück, Professor der klassischen Philologie und ältern Geschichte, der sich allseitiger ungewöhnlichen Beliebtheit zu erfreuen hatte.

Abel, Schott, Nast und Drück übten selbst die Dichtkunst höchstens gelegentlich aus. Andere Lehrer der Akademie dagegen standen als Poeten mehr oder weniger in Ansehen. Man kann sich vorstellen, daß der schönen Literatur geneigte Zöglinge gerade diesen besondere Aufmerksamkeit schenkten und von ihnen mancherlei Anregung und Förderung erfuhren, zum mindesten mittelbar durch ihr Beispiel zur Nacheiferung angefeuert wurden.

Am einflußreichsten war Balthasar Haug, den wir schon als ästhetischen Diktator Württembergs kennen gelernt haben. Er streckte überallhin seine Fühlhörner nach frischen Talenten aus und nahm sich wie Stäudlins so auch Schillers und der sonstigen hoffnungsvollen akademischen Jugend an. 1778 übernahm Johann Christoph Schwab, nachdem er sich vorher 11 Jahre als Hofmeister in der Schweiz aufgehalten hatte, eine

Professur für Logik und Metaphysik an der Militärakademie. Seine Schüler mochten sich mit Genugtuung ins Ohr raunen, daß er einst als Tübinger Stiftler seine Liebe zur Muse im Karzer gebüßt hatte. Er veröffentlichte auch fernerhin noch mancherlei von seinen Gedichten, worin er sich jedoch mehr als Liebhaber von Bildung und Geschmack denn als Poet von wirklichem Beruf zeigt. Er hat dieses Talent auf seinen Sohn Gustav in erhöhtem Maße vererbt. Daneben entfaltete er eine emsige publizistische Tätigkeit und genoß namentlich als fruchtbarer philosophischer Schriftsteller Ansehen, wenn er auch schließlich als Anhänger von Leibniz und Gegner Kants vereinsamt dastand. Später verband Schwab mit seinem Lehramte das eines Geheimsekretärs im Staatsministerium und wurde unter der kurzen Regierung Herzog Ludwig Eugens eine wichtige Persönlichkeit. Er machte damals seinen Einfluß für Aufhebung der Karlschule geltend.

Nur ein abschreckendes Beispiel konnte sich die dichtende akademische Jugend an den Leistungen des Eberhard Friedrich Hübner (1763—1799) aus Neuenstadt a. d. Linde nehmen. Er fand Neujahr 1781 blutjung<sup>14)</sup> als Unterlehrer der griechischen und lateinischen Sprache Anstellung an der Karlschule, bildete sich gleichzeitig zum Juristen aus und wurde nach Aufhebung des Instituts Regierungsregistrator, später Regierungsekretär zu Stuttgart. Seine 1788/89 erschienene zweibändige Sammlung „Vermischte Gedichte“ fällt durch ungewöhnliche Geschmacklosigkeit auf. Wieland und Bürger sind Hübners Leitsterne: er ahmt aber gerade mit Vorliebe die Schwächen seiner Vorbilder nach und sucht den einen in der Schlüpfrigkeit, den andern im Bänkelsängertone zu übertrumpfen. Außerdem pflegte er die parodistische Gattung im Stile Blumauers.

Hohe künstlerische Ziele steckte sich bei bescheidenen natürlichen Anlagen Friedrich August Klemens Werthes (1748—1817). Als Pfarrerssohn im reichsritterschaftlichen Dorfe Buttenhausen geboren, durchlief er die württembergischen Seminarien, wandte jedoch, da ihn Sprachen und schöne Wissenschaften mehr als die Gottesgelehrsamkeit anzogen, der Heimat den Rücken, hielt sich eine Zeitlang als Wielands Trabant in Erfurt auf, wurde Hofmeister in hochadeligen Häusern, kam als solcher nach Göttingen, wo er mancherlei literarische Beziehungen anknüpfte, und später nach Lausanne, lebte dann mehrere Jahre in Venedig, wo er sich in der italienischen Sprache und Literatur schöne Kenntnisse erwarb. Diese befähigten ihn, eine Professur für den genannten Wissenszweig an der Karlschule im Dezember 1781 zu übernehmen. Doch genügte ihm sein schlecht besoldeter und wenig dankbarer Posten nicht, und so nahm er schon wieder im Frühjahr 1783 seine Entlassung, um nach Wien zu gehen. 1784—1791 war er Professor der schönen Wissenschaften in Pest, hierauf Gesellschafter und Reisebegleiter eines reichen Russen. Die letzten Jahre seines bewegten Lebens verbrachte er wiederum in der schwäbischen Heimat. Er privatisierte zunächst in Ludwigsburg und redigierte dann als Hofrat das Staats- und Regierungsblatt in Stuttgart.

Werthes hat als Dichter und Schriftsteller eine ausgiebige und vielseitige Wirksamkeit entfaltet. Er debütierte 1772 mit leichten „Hirtenliedern“, die unter Wielands Augen entstanden waren, und ließ 1774 „Lieder eines Mädchens beim Singen und Klavier“ in ähnlicher Tonart nachfolgen, ferner 1782 einen halb von Goethes Werther, halb von Rousseau beeinflussten Roman in Briefen „Begebenheiten Eduard Bomstons in Italien“ und später zwei ziemlich wertlose epische Erzeugnisse „Die Klausur“ (1801) und „Sieben Heroen in sieben Gefängen“ (1816). Ferner übersetzte er aus dem Italienischen und anderen Sprachen, namentlich Carlo Gozzis theatralische Werke. Am liebsten und verhältnismäßig erfolgreichsten pflegte er die dramatische Muse. Außer Übertragungen und Bearbeitungen, darunter eine gründliche Umdichtung des Shakespeareschen Wintermärchens, und zwei von Wieland angeregten Singspielen „Orpheus“ und „Deukalion“,

denen sich später das für Zumsteeg geschriebene „Pfaunfest“ anreihete, lieferte er eine Anzahl historischer Dramen großen Stils: „Rudolf von Habsburg“ (1785), „Bayard oder der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel“ (1786), „Niklas Trini oder die Belagerung von Sigeth“ (1790), „Konradin von Schwaben“ (1800). Steif und leidenschaftslos, ohne rechte Erfindungsgabe und plastische Gestaltungskraft, zwingt uns Werthes doch durch künstlerische Haltung zur Achtung. Er geht dabei über das bloße Buchdrama hinaus und strebt praktische Bühnenwirkung, doch nur mit vornehmen Mitteln, an. Seine Stücke sind denn auch über die Bretter des Wiener Hoftheaters und anderer Theater gegangen. Heute erregt Werthes noch hauptsächlich dadurch Aufmerksamkeit, daß er zwei jüngeren Dichtern den Stoff zu Schauspielen zubereitet hat: Schiller, dessen Jambenstil übrigens Werthes in seiner späteren Epoche sich angeeignet hat, legte seiner „Turandot“ des älteren Landsmanns Übersetzung zugrund, und dieser bot in seinem Triny dem gleichen Trauerspiel Theodor Körners eine Grundlage.

Wenden wir unsern Blick auf die Karlsruhullehrer zurück, welche zugleich der Muse gedient haben, so begegnen uns noch die Namen von Bardili und Schlotterbeck, deren bereits früher Erwähnung getan worden ist. In den letzten Jahren Herzog Karls standen auch Schubart und Konz wenigstens in loseren Beziehungen zur Anstalt: dieser von 1790—1793 Prediger an ihr, jener von 1787—1791 Lehrer an dem mit der Karlsruhschule verbundenen Musik- und Mimikinstitut. Man kann sich denken, mit welcher Begierde die Blicke werdender Dichter gerade an Schubart hingen, dem Manne mit den furchtbaren Lebensschicksalen, der ein origineller Mensch, ein temperamentvoller Poet und ein geistreicher Journalist zugleich war.

Das waren die Männer, denen die Karlsruhschüler direkt oder indirekt ihre poetischen Anregungen dankten. So wenig wie an solchen fehlte es ihnen an Zeit und Gelegenheit zu literarischer Privatbeschäftigung. Es waren natürlich die Freistunden, in denen sie sich dieser Liebhaberei überlassen durften. Wer ihr darüber hinaus frönen wollte, mußte es widerrechtlich tun mit Umgehung der Hausordnung und auf die Gefahr hin, im Entdeckungsfall Strafe zu erleiden. Wirklich wurden auch allerhand Mittel erfunden, um für poetische Lektüre und Produktion mehr Muße zu gewinnen. Von Schiller ist beispielsweise ausdrücklich bezeugt, daß er sich mitunter unwohl stellte, um im Krankenzimmer ungestört lesen, dichten und träumen zu können. Namentlich griff er zu dieser Zuflucht, als er in seinem letzten akademischen Jahr an den Räubern arbeitete und den Strom seiner fortreisenden Begeisterung durch keine profane Unterbrechung gehemmt sehen wollte. Die Zöglinge wurden von ihren Lehrern mit Büchern versorgt und wußten sich auch auf andern Wegen solche zu verschaffen; selbst Dichter, die auf dem schwarzen Index standen, wie Wieland, fanden heimlich Eingang und wurden nur um so eifriger verschlungen, weil sie verbotene Früchte waren. Jedenfalls erwarb sich Schiller, über den wir auch in diesem Punkt begreiflicherweise weit eingehender als über seine dichtenden Mitschüler unterrichtet sind, während seinem akademischen Aufenthalt reiche Belesenheit nicht bloß in der schönen Literatur, sondern auch in philosophischen und sonstigen Prosaautoren, wie er ja dort auch keineswegs den selbständigen Schöpfertrieb zurückzudrängen brauchte.

Und dann wurden den Karlsruhschülern das ganze Jahr über geistige Anregungen mannigfaltigster Art zuteil, von denen sich die Zöglinge anderer Erziehungsanstalten, zumal die Seminaristen, nichts träumen ließen. Schon darin lag ein unschätzbares Bildungsmittel, daß in der Akademie junge Leute, die sich die verschiedensten — praktische, gelehrte, künstlerische — Lebensberufe erkoren hatten, in engster Gemeinschaft miteinander lebten und ihre Kenntnisse und Erfahrungen, Anschauungen und Ideen gegenseitig austauschten. Nicht zuletzt hieraus ergab sich die an den Karlsruhschülern oft gerühmte, das



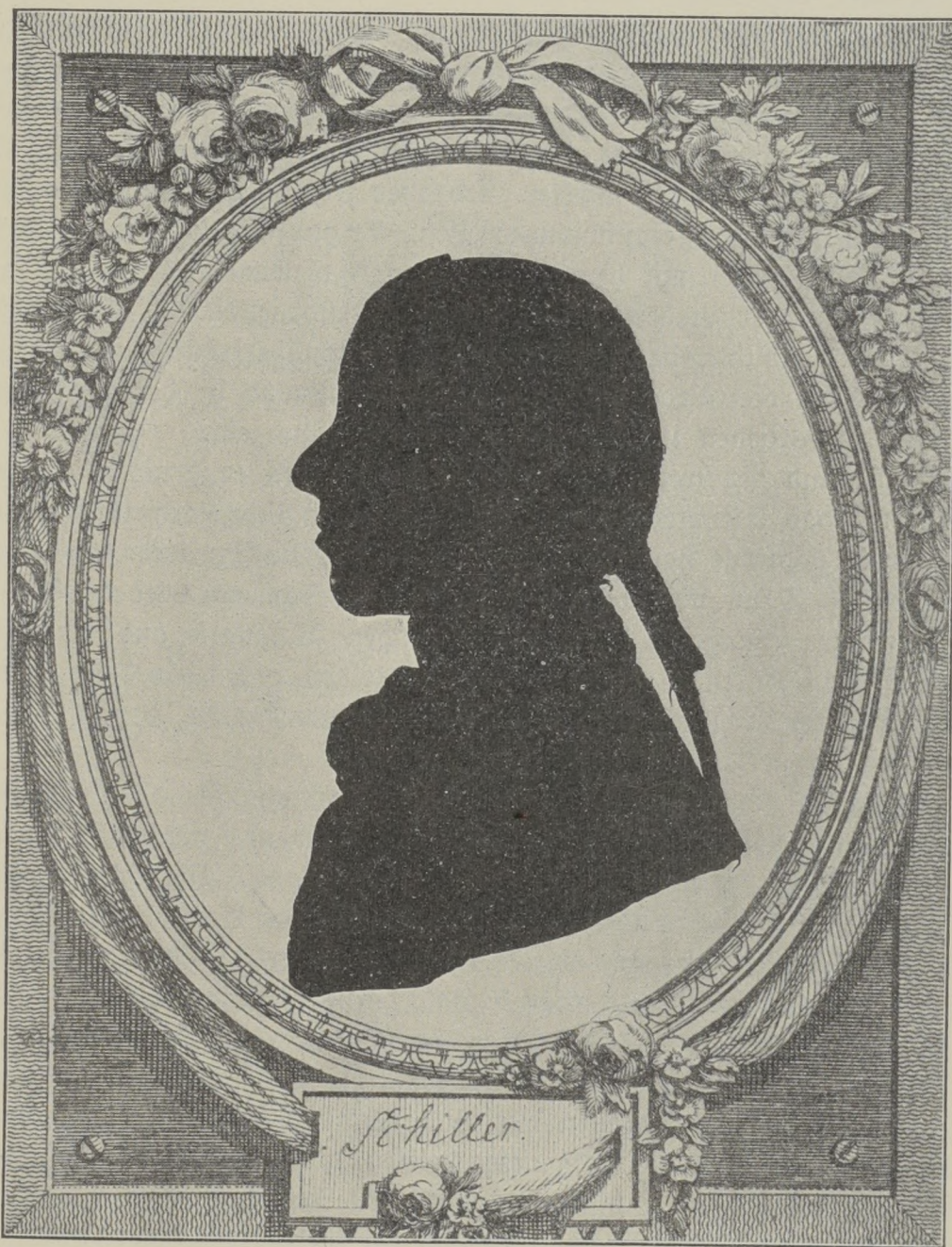
ganze Leben über standhaltende Universalität des Wissens und des geistigen Interesses. Insbesondere mußte der Umgang mit „Artisten“ jeder Art die Weltperspektive der werdenden Dichter in hochwillkommener Weise erweitern.

Aber noch weit mehr! Die Akademie war gewissermaßen ein Bestandteil des herzoglichen Hofes und blieb von dem Treiben der Residenz nicht unberührt. Glänzende Werke der Architektur, der Skulptur, der Malerei hatten die Jünglinge täglich vor Augen und konnten im Anschauen, im Prüfen solcher ihren Schönheitsinn üben. Die Repräsentation spielte in der Anstalt selbst eine wichtige Rolle, und ihre regelmäßigen Feste gestalteten sich zu pomphaften Schaustellungen. Auch zu öffentlichen Lustbarkeiten, wie Redouten, wurden die Zöglinge mitunter zugezogen. Vor allem hatten sie Gelegenheit, das Theater kennen zu lernen, durften bei feierlichen Anlässen selbst Vorstellungen veranstalten. Eine lange Reihe von fremden Besuchern, die persönlich das weltberühmte Institut in Augenschein nahmen, zogen an ihnen vorüber: erlauchte und berühmte Persönlichkeiten, Fürsten, darunter Kaiser Joseph II., Heroen im Reiche des Geistes, wie Goethe. Welche Gedanken und Phantasien mußten beim häufigen Anblick des Herzogs, dieser imponierenden Verkörperung einer immerhin großartigen Despotie, auf entzündbare Gemüther einströmen! Ferner Franziska, die Herzensbezwingerin Karl Eugens! Sie mußte für die jungen Leute, die oft genug die hohe Dame zu Gesicht bekamen, ein Gegenstand besonderer Beachtung sein. Die Stufenleiter ihrer sie schließlich bis zur Würde der regierenden Herzogin emportragenden Lebensschicksale war ganz dazu angetan, die jugendliche Denk- und Einbildungskraft aufs lebhafteste zu beschäftigen. Franziska und ihr Verhältnis zum Herzog ist denn auch das Vorbild gewesen, das bei Gestaltung von Schillers Lady Milford, seiner Prinzessin Eboli und der edelsten unter seinen fürstlichen Maitressen, der Agnes Sorel, wenigstens bis zu einem gewissen Grade nachgewirkt hat.

Alle diese Umstände waren dazu angetan, künftigen Dichtern Nutzen zu bringen, für die es ja gerade in jungen Jahren von größter Wichtigkeit ist, das Gefäß des Geistes mit einer vielgestaltigen Stoffreihe und bunten Bildermaße anzufüllen. Zumal dramatischen Dichtern, zumal Friedrich Schiller,<sup>15)</sup> auf den sich diese Betrachtung immer wieder ganz von selbst zuspitzt! Als Akademist hat er zugleich ein Stück öffentlichen Lebens, politischen Treibens vor Augen gehabt. Noch war das gewalttätige Regiment Karl Eugens, das erst vor kurzem einem milderen System gewichen war, die Bedrückung der Untertanen, die Verletzung der Landesprivilegien in aller Gedächtnis und in aller Mund; lebte doch gelegentlich die alte Tyrannei, die alte Verschwendung, die alte Üppigkeit wieder auf. Noch wandelten die Opfer fürstlicher Willkür, die ihr mannhaftes Eintreten für das Recht mit Kerkerhaft bezahlt hatten, unter den Lebenden: der würdige Johann Jakob Moser, der gesinnungstreue Huber. Noch schmachtete der durch Verrat auf württembergisches Gebiet gelockte und dort verhaftete Schubart ohne Verhör und Urteil auf der Feste Hohenasperg. Wie mußte gerade dieser gewissermaßen unter Schillers Augen begangene Gewaltthat sein Herz mit tiefem Mitleid für den Unterdrückten anfüllen! Je länger er, durch die Verhältnisse gezwungen, seine Empfindungen in sein Innerstes zurückdrängte, in desto schärferer Form traten sie später ans Licht. In der Akademie hat Schiller seinen Haß gegen die Despotie, seine Liebe zur Freiheit eingesogen, mochte ihm selbst dies auch erst zum vollen Bewußtsein kommen, nachdem er die Anstalt schon verlassen hatte. Hier liegt die Brutstätte seiner ungestümen Jugenddramen. Hier ruhen die ersten Keime seiner Verrina, Marquis Posca, Wilhelm Tell. Gewiß, unter allen Umständen wäre er zum großen Poeten, zum großen Dramatiker gereift. Aber seine Entwicklung zum historisch-politischen Schauspieldichter wäre anderswo, zumal in den württembergischen Seminarien, in langsamem Tempo vor sich gegangen, und unsre

Literatur wäre dann zum mindesten um jene naturalistischen Jugenddramen ärmer, die uns gerade so fest ans Herz gewachsen sind.

Schiller stand als Akademist im Mittelpunkt eines Kreises von Jünglingen, die mit ihm zwar nicht das poetische Genie, aber doch die Vorliebe für die schöne Literatur teilten. Da war zunächst der Offizierssohn Wilhelm von Hoven, Schillers Jugendfreund von der Ludwigsburger Lateinschule her, der sich ebenfalls die Medizin zum



Schiller als Zögling der Militärakademie

(Aus dem „Marbacher Schillerbuch“, Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

Studium erwählt hatte, ferner der Mömpelgarder Goldschmiedssohn Friedrich Scharffenstein und Wilhelm Petersen aus Bergzabern in der Rheinpfalz. Diese drei waren es hauptsächlich, mit denen sich Schiller zum poetischen Bunde zusammentat. Man las gemeinsam die neuen Erscheinungen, besang sich gegenseitig in Freundschaftsliedern, teilte sich die größeren Versuche mit und schrieb Rezensionen darüber. Im Jahre 1776 entspann sich ein förmlicher Dichterwettkampf. Damals geschah es, daß Schiller sein von ihm selbst verworfenes und vernichtetes Trauerspiel „Cosmus von Medici“ schrieb, Hoven einen empfindsamen Roman, Petersen ein Rührstück, Scharffen-

stein ein Ritterschauspiel verfaßte. Man dachte sogar daran, eine gemeinsame Sammlung von Gedichten drucken zu lassen, und Hoven übernahm es, sich an einen Tübinger Verleger zu wenden; die Antwort blieb indessen aus, und schließlich erfuhr man, daß der Buchhändler längst gestorben sei.

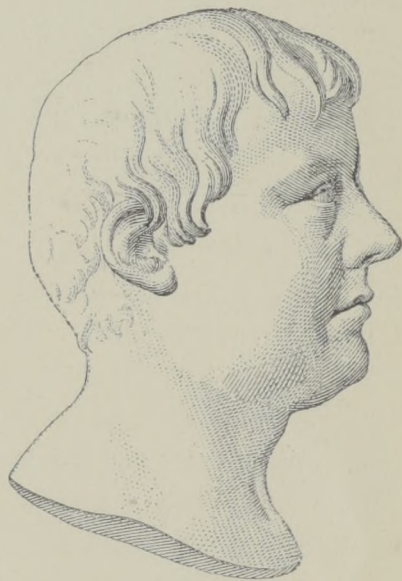
Während bei Schiller die poetische Begeisterung mehr und mehr zum lodernden Feuer emporwuchs, blieb sie bei seinen Gefährten nur ein bescheidenes Flämmchen, das im Werktagsgetriebe des Lebens bald ganz verlöschte. Scharffenstein und Hoven scheinen zwar, gleich Petersen, noch einige Beiträge zur Schillerschen Anthologie geliefert zu haben: aber das war ihre letzte poetische Äußerung. Der eine brachte es zum General, der andre zum Obermedizinalrat. Petersen, der als Bibliothekar an der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek und nebenbei auch eine Zeitlang als Professor für Diplomatik und Heraldik an der Karlschule wirkte, blieb eher seinen literarischen Neigungen treu, die schon sein Beruf nicht ganz einschlummern ließ. Er gab 1782/83 das „Württembergische Repertorium der Litteratur“ mit heraus, das er mit vielen Aufsätzen aus seiner Feder versah; später gehörte er zu den Mitarbeitern des Morgenblatts. Er schrieb hauptsächlich über Kulturgeschichte, ließ eine prosaische Ossianübersetzung und manches andre erscheinen, doch nichts von Bedeutung. Der Klatsch nimmt in der Schriftstellerei des bitter und bissig gewordenen Mannes einen breiten Raum ein.

Übrigens bestand der Freundesbund schon in der Akademie nicht jede Probe. Sein poetisches Treiben, das mitunter wohl etwas überschwengliche Formen annahm, forderte den Spott anderer Zöglinge heraus, und ein gewisser Masson verhöhnte ihn in einer französischen Posse. Dann mußte Schiller sogar den Schmerz erleben, daß Scharffenstein, sein geliebter „Sangir“, den Einflüsterungen Boignals aus Hericourt, ihres Mitzöglings, Gehör schenkend, zum Zweifler an seiner poetischen Wahrhaftigkeit und zum Verräter an ihrer Freundschaft wurde. Es kam zum Bruche, der erst geheilt wurde, als beide die Anstalt verlassen hatten.

Andre traten in die Lücke. Einen wertvollen Zuwachs für den Schillerschen Kreis bedeutete der Dezember 1775 in die Akademie aufgenommene Friedrich Haug (1761—1829), Balthasar Haugs zu Niederstotzingen geborener Sohn. Obgleich der junge Jurist zu den MusterSchülern gehörte und 1779 den Chevaliers des kleinen akademischen Ordens eingereicht wurde, hielt er sich doch an das etwas leichtfertige Künstler- und Poetenvolk. Sein jugendlicher Frohsinn und sein schon damals hervorstechendes Talent für die heiteren Gattungen der Poesie, zumal für das Epigramm, machten ihn beliebt. Er mischte den pathetischen Neigungen der älteren Freunde ein leichteres Element bei. Auf seine Anregung dichteten Schiller, Hoven und Petersen mit ihm selbst um die Wette eine „Rosalinde im Bade“, und es ging bei der Ausführung dieses heiklen Themas gewiß nicht ohne Schlüpfrigkeiten ab. Ein andermal sollen Schiller und Haug mit Schilderungen der Göttin Grobheit um die Palme gerungen haben. Doch ging man bei diesen poetischen Wettkämpfen auch patriotischen Vorwürfen, wie dem Grafen Eberhard dem Greiner, nicht aus dem Wege.

Haug war und blieb ein rechtes Glückskind. Die Gewogenheit Karl Eugens wie seiner Nachfolger ebnete ihm den Lebensweg. Er wurde 1783 Sekretär und geheimer Kabinettskanzlist im Geheimen Ratskollegium, 1794 geheimer Sekretär; 1816 kam er als Bibliothekar mit dem Titel eines Hofrats an die öffentliche Bibliothek. Jahrzehntelang hat er in Stuttgart eine bedeutende Rolle gespielt. Der lebenswürdige und gutmütige Mann trug durch seine Unterhaltungsgabe, sein Improvisationstalent, seine frohe Dichterlaune zur Belebung der Geselligkeit in weiteren und engeren Kreisen nicht wenig bei. Sein Haus, zugleich die Stätte glücklichsten Familienlebens, stand für Gäste jederzeit offen. Er unterhielt mit allem, was in Stuttgart auf geistige Bedeutung Anspruch erhob, Verbindung, und seine literarischen Beziehungen reichten über die Heimat hinaus.

Seitdem Haug die Erstlinge seiner Muse im Schwäbischen Magazin seines Vaters veröffentlicht hatte, gehörte er zu den Stammgästen aller nur denkbaren Zeitschriften, Almanache und Kalender, auch der angesehensten. Den Reigen seiner zahlreichen, meist kleineren und nach poetischen Gattungen getrennten Gedichtsammlungen eröffneten 1791 „Sinngedichte“. Er hielt zeitlebens an den Idealen seiner Jugend fest und gelangte darüber nicht zur unbefangenen Würdigung der großen Fortschritte seines Zeitalters. Er schwor zur Fahne des klassizistischen Morgenblatts und stimmte in den Schlachtruf gegen die Romantik ein. In einem engbegrenzten Fache hat er als Dichter wirklich Hervorragendes und Bleibendes geleistet: im Epigramm. Er arbeitete mehr mit dem Verstand als mit der Phantasie, und seine stärkste Hilfsmacht war der Witz. Dieser versagte ihm niemals. Er verstand seine Einfälle blitzschnell zu drastischen Wendungen zuzuspitzen. Seine Epigramme zählen nach vielen Hunderten. Kaum irgend ein Gegenstand, den er nicht in den Bereich seiner Satire gezogen hat! Doch zielt er weit mehr auf die Schwächen und Torheiten seiner Mitmenschen, auf kleine Wunderlichkeiten und lächerliche Außenseiten als auf ihre großen Gebrechen und Laster. Er ist ein gutmütiger Spötter, kein eifernder Sittenrichter. Seine Pfeile treffen, schlagen aber nicht tiefe Wunden. Er brandmarkt mehr Typen als Individuen, meint nicht die Person, sondern die Sache, wenn ihm auch in einzelnen Fällen bestimmte Persönlichkeiten vorgezeichnet haben, wie in den zahlreichen Scherzen auf Zecher sein trinkbarer Freund Petersen und in den berühmten „Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase“ ein anderer Stuttgarter. Der Dichter hat es nicht sowohl auf die besondern Fehler seines Zeitalters als auf die allgemeinen, sich ewig gleichbleibenden der Menschheit abgesehen. So eröffnen seine Erzeugnisse keine weite kulturhistorische Perspektive: dafür ziehen sie, wenigstens in zweckmäßiger Auswahl, noch heute durch lebendige Frische an und reizen unwiderstehlich zum Lachen.



Friedrich Haug

(Aus „Hartmann, Schillers Jugendfreunde“, Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

Auch Ludwig Schubart (1765–1811) aus Weislingen, obwohl über fünf Jahre jünger als Schiller, trat diesem und seinem Freundeskreise nahe. Als Sohn Schubarts war er natürlich von zarter Jugend an in literarische Interessen eingeweiht worden; als Sohn Schubarts durfte er der Sympathien seiner poetisch veranlagten Mitschüler von vornherein sicher sein: dies glich den Altersunterschied wenigstens bis zu einem gewissen Grad aus. Der junge Schubart wurde 1777 nach seines Vaters Einkerkung in der Akademie untergebracht und dort zum Juristen ausgebildet. 1787 fand er im preußischen diplomatischen Dienste Verwendung und lebte seit 1793 als pensionierter Legationsrat in Stuttgart, sich ausschließlich schriftstellerischer Tätigkeit widmend. Das frische Talent des alten Schubart lebte im Sohne nur in recht verblaßten Farben weiter. Er veröffentlichte da und dort Gedichte, Erzählungen in Versen und Prosa, politische Artikel, biographische Skizzen, ästhetische Aufsätze und Kritiken, hatte an der von seinem Vater begründeten Chronik Anteil, übersetzte aus dem Französischen und Englischen, namentlich Werke von Thomson und Shakespeare. Seine Vorliebe für das Engländerthum kam in den seit 1793 im Vereine mit andern herausgegebenen „Englischen Blättern“ zum Ausdruck. Als Literaturhistoriker nahm er sich hauptsächlich des Nachlasses und Andenkens seines Vaters an.

Noch einige andre junge Leute, die sich später in der zeitgenössischen Literatur bemerklich gemacht haben, befanden sich zugleich mit Schiller in der Akademie, ohne

jedoch mit diesem und seinem Kreise in nähere Berührung zu treten, namentlich Johann Michael Armbruster und Franz Karl Hiemer. Armbruster (1761—1814), aus Sulz gebürtig, wurde in der Akademie zum Gärtner ausgebildet und dann als solcher in Hohenheim angestellt. Bald zog er jedoch diesem Berufe den des Schriftstellers vor. Er lebte in Zürich eine Zeitlang als Lavaters Sekretär und versuchte dort allerhand literarische Unternehmungen: 1784 ein „Poetisches Portefeuille“, 1785 ein auf zwei Bände gediehenes „Schwäbisches Museum“ usw. Seine Gegnerschaft gegen die französische Revolution verschaffte ihm den Posten eines vorderösterreichischen Polizeikommissärs in Freiburg. 1802 kam er als Zensor nach Wien und wurde 1805 Hofsekretär bei der dortigen Polizei. Nebenbei war er eifrig als Journalist tätig. Dennoch fühlte er sich unbefriedigt, und schließlich brachten ihn Kränklichkeit und andre Drangsale dahin, seinem Dasein durch einen Pistolenschuß ein freiwilliges Ende zu bereiten. Kurz vorher hatte er noch durch eine Broschüre der Sache des nationalen Aufschwungs in Österreich gute Dienste geleistet. Überhaupt war Armbruster ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck trug; nur hatten ihn seine Lebenserfahrungen bitter gemacht, und sein literarischer Ton neigte zum Derben. Als Dichter schuf er nichts von bleibendem Werte. Seine 1785 gesammelten lyrischen Erzeugnisse sowie seine vielen, vorwiegend für die Jugend bestimmten Erzählungen sind vergessen.

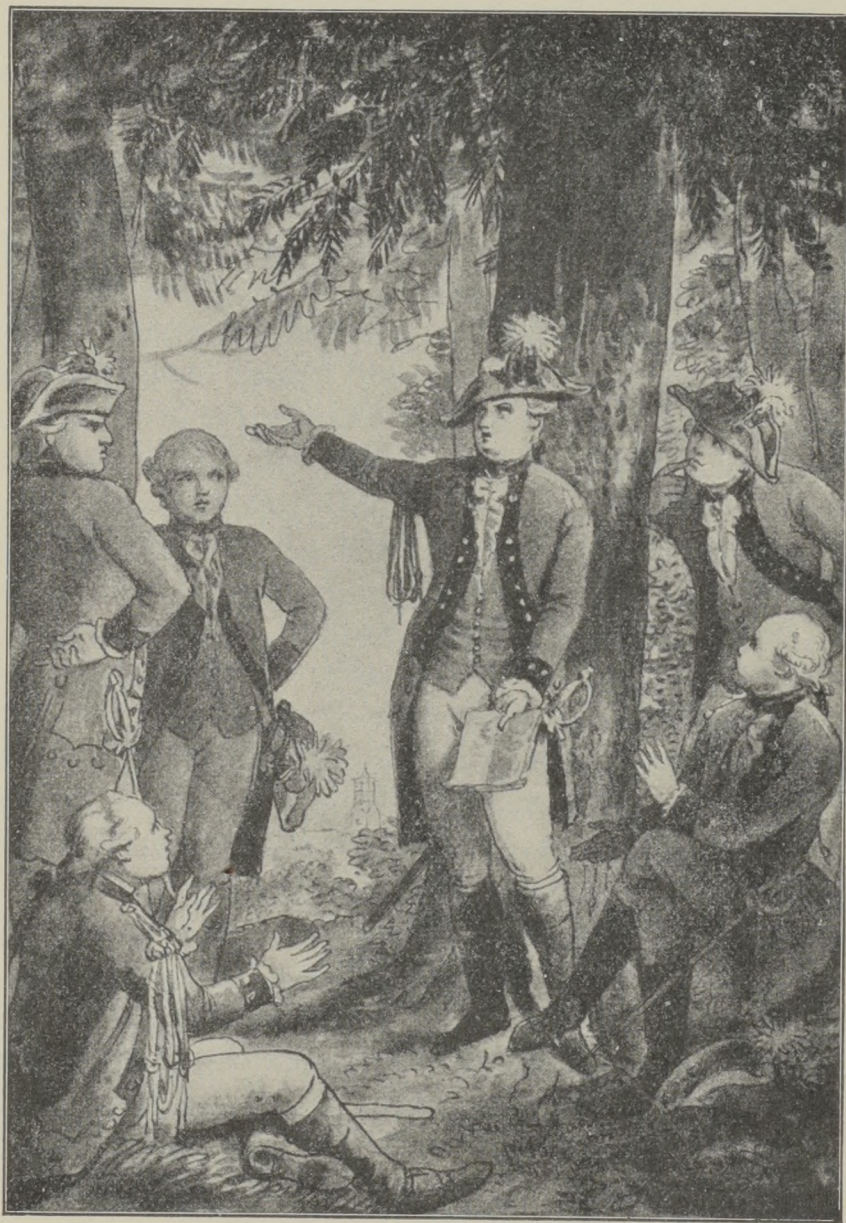
Hiemer (1768—1822), ein Pfarrerssohn aus Rottenacker im Oberamt Ehingen, der einmal aus der Karlschule davongelaufen, jedoch wieder eingefangen worden war, führte abwechslungsweise als Maler, Schauspieler, Offizier, Handlungsgehilfe, Institutsvorsteher ein bewegtes Leben, um schließlich in die gediegenen Bahnen eines württembergischen Subalternbeamten einzulenken. Unter Karl Eugens Nachfolgern war der joviale Dichter, der durch seinen schlagfertigen Witz die geselligen Kreise zu beleben verstand, eine populäre Persönlichkeit in Stuttgart. Seine poetische Richtung ging aufs Volkstümliche. Doch fristeten seine Schauspiele und Lustspiele, Opern und Operetten nur ein kurzes Bühnendasein, während sein Lied „Schön ist's unter freiem Himmel“ noch heute gesungen wird. Auch der Violinist Johann Baptist Schaul<sup>16)</sup> (1759—1822) tat sich später durch eine Übersetzung von Tassos „Befreitem Jerusalem“ und mehrere Bearbeitungen französischer Tragödien für die Stuttgarter Hofbühne hervor.

In den achtziger Jahren wurden poetische Anlagen unter den Zöglingen der Karlschule seltener. Der Ludwigsburger Oberamtmannsohn Georg Kerner (1770—1812), der dort Medizin studierte und nachmals in den Strudel der französischen Revolution hineingerissen wurde, teilte mit seinem jüngeren Bruder Justinus die Neigung zur Dichtkunst, wenn auch nicht das Talent dafür. Friedrich Haugs jüngerer Bruder Karl Eugen Haug,<sup>16)</sup> gleichfalls 1770 in Ludwigsburg geboren, der in der Karlschule zum Kameralisten ausgebildet wurde und es zum Konsistorialregistrator brachte, versorgte seit 1801 das württembergische Hoftheater mit zahlreichen Theaterstücken, meist Bearbeitungen aus dem Französischen oder Englischen.

Der letzte Dichter, der als sogenannter Oppidaner seine Ausbildung der Karlschule verdankt hat, war Karl Lohbauer (1777—1809), Stuttgarter von Geburt. Er widmete sich dem militärischen Berufe und fiel als Hauptmann im Treffen bei Isny gegen die aufständischen Voralberger Bauern. Er besaß ein hübsches lyrisches Talent, Formgewandtheit, tiefes Empfinden, das vorwiegend in schwermütige Stimmungen ausklingt; doch fällt sein poetisches Auftreten erst in eine spätere Epoche.

Alles, was sonst an Poesie in der Karlschule entstanden ist, verschwindet in nichts, verglichen mit jenem gigantischen Drama, das dort insgeheim heranreifte, den Räufern. Der Lyriker kann sich daran genügen lassen, still seine Lieder vor sich hinzudichten: die Tätigkeit des Dramatikers drängt nach Kundgebung. So empfand auch Schiller

das Bedürfnis, den Freunden die frisch entstandenen Stücke seines Trauerspiels mitzuteilen. Es müssen erhebende Stunden gewesen sein, in denen sich der kleine Kreis an irgend einem verborgenen Ort versammelte: er im Feuer der Begeisterung die neuen Szenen vortragend, die Vertrauten an seinen Lippen hängend und andächtig den Offenbarungen des Genius lauschend. Einen solchen historischen Vorgang hat ein Beteiligter, der Maler Viktor Heideloff, in einer wohlbekannten Skizze festgehalten. Die Szene spielte sich im Bopserwald bei Stuttgart ab: auf einem Spaziergange benutzten die Eingeweihten eine günstige Gelegenheit, sich von den übrigen abzusondern, und unter einem Fichtenbaume las Schiller, endlose Beifallstürme entfesselnd, aus seinen Räubern vor. Es sind namentlich Künstler, die auf dem Bildchen den Dichter umlagern: außer Heideloff selbst Dannecker und der Kupferstecher Schlotterbeck, ferner Hoven und Kapf. Franz Joseph Kapf, der 1791 als Hauptmann beim württembergischen Kapregiment in Batavia den Tod durch Ertrinken fand, und der philosophisch veranlagte Albrecht Friedrich Lempp, der es zum württembergischen Geheimerrat brachte, waren Schiller in dessen letzten akademischen Jahren nahegetreten; beide hatten, ohne selbst zu dichten, Sinn für die Dichtkunst.



Schiller liest seinen Kameraden die Räuber vor  
 Nach Heideloffs Skizze  
 (Aus dem „Marbacher Schillerbuch“. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

Es konnte bei der Enge des württembergischen Landes und bei der liebevollen Pflege, deren auch noch so entfernte Verwandtschaften und Verschwägerungen sich hier von jeher erfreut haben, nicht ausbleiben, daß die jungen Dichter in der Stuttgarter Akademie zu ihren Tübinger Kameraden in mancherlei persönliche Beziehungen traten. Schiller und der drei Jahre jüngere Conz waren einst als Kinder in Lorch Gespielen gewesen, und in einer an jenen gerichteten, im März 1781 entstandenen und zuerst im Schwäbischen Musenalmanach auf das Jahr 1782 veröffentlichten Ode frischte Conz gemeinsame Jugenderinnerungen auf. Wahrscheinlich hatten beide erst Gelegenheit, ihre alte Freundschaft zu erneuern, nachdem Schiller aus der Akademie ausgetreten war. Jetzt nahte sich ihm auch Reinhard, durch Conz ihm zugeführt. Bei einem Besuch in Stuttgart in den ersten Tagen des Oktober 1781 verkehrte Reinhard — das erste und

letztemal — drei Tage lang mit Schiller und gewann dessen Achtung und Zuneigung, wie er seinerseits einen unverlöschlichen Eindruck vom Dichter der Räuber, dem er auch in der Erscheinung ähnelte, empfing. Dann war es der Karlschüler Friedrich Haug, der zwischen seinen Mitzöglingen und den gleichstrebenden Tübinger Studenten eine Brücke schlug; er mußte diese schon durch Vermittlung seines Vaters kennen lernen, in dessen Händen so viele literarische Fäden zusammenliefen. Hauptsächlich blieb es jedoch Gotthold Stäudlin vorbehalten, die Tübinger und Stuttgarter Kreise öffentlich unter demselben Banner, seinem eigenen, zu vereinen.

Stäudlin brannte vor Ehrgeiz, eine Führerrolle zu spielen, und er besaß in der That eine Reihe von Eigenschaften, die ihn zu einer solchen befähigten. Trotz seiner Jugend genoß er schon als Dichter hohes Ansehen. Im persönlichen Verkehr lebenswürdig und gewinnend, hatte er eine eigene Art, die Jugend an sich zu ziehen und zur Pflege der Dichtkunst aufzumuntern. Seine Genossen erblickten in ihm die Verkörperung ihrer Vorstellung vom Genie, ordneten sich willig und neidlos unter, entrichteten ihm aufrichtig den Zoll der Bewunderung, indem sie selbst die Leier zu seinem Preise stimmten. Aber auch zur älteren schwäbischen Dichtergeneration stand Stäudlin in freundlichen Beziehungen. Er war der Mann für alle. Nichts lag ihm ferner als Engherzigkeit oder einseitige Betonung eines bestimmten literarischen Standpunkts. In seinem Wesen lag eine Schmiegsamkeit, die ihn den verschiedensten Richtungen gerecht werden ließ, eine Entzündbarkeit, die ihn für widersprechende Eindrücke empfänglich machte.

Sein Lieblingsgedanke war die Begründung eines Schwäbischen Musenalmanachs. Schwäbische Zeitschriften, die unter andrem auch Verse brachten, hatte es freilich schon vorher gegeben: aber ein Taschenbuch, das sich ausschließlich der Poesie weihte, war in Württemberg etwas Neues. Das Glück lächelte ihm, insofern er in Johann Georg Cotta einen leistungsfähigen Verleger für das Unternehmen fand, und so machte er sich im Jahre 1781 an die Ausführung des großen Werkes. Im Herbst erschien der „Schwäbische Musenalmanach auf das Jahr 1782“ — eine ausgesprochene That des Lokalpatriotismus. Im Vorwort wirft Stäudlin die Frage auf, ob die armen Schwaben denn unter einem so sehr böotischen Himmel wohnen, daß die herrliche Pflanze des Genies nicht gedeihen könne. Sein Almanach sollte dem übrigen Deutschland den Beweis vom Gegenteile erbringen. Wirklich gelang es ihm auch, eine immerhin imponierende Kundgebung zu erzielen, und der Schwäbische Musenalmanach blieb zum mindesten nicht hinter dem Durchschnitt der poetischen Taschenbücher zurück, die Deutschland damals überfluteten. Es waren nicht bloß routinierte Versmacher, die hier das Wort ergriffen, sondern frische Jugend, die der Begeisterung fähig war und an sich selber glaubte. Freilich mußte man oft genug den guten Willen als Ersatz für reifes Können hinnehmen. Eigenart hatte kaum einer zu verausgaben; hinter den Erzeugnissen Stäudlins und seiner Genossen schauten deutlich die Muster hervor, an die sie sich anlehnten: vor allem Klopstock und die Dichter des Göttinger Hains in der Lyrik, Bürger in der Ballade. Mit jenen wetteiferten sie im Preise des Deutschtums, zugleich Klänge schwäbischer Heimatliebe einflechtend. Aber sie teilten nicht den Haß der übrigen Anhänger Klopstocks gegen Wieland. Vielmehr sind manche Beiträge des Schwäbischen Musenalmanachs in Wielandscher Manier gehalten. Auch die Epigramme, die stark vertreten sind, neigen nicht selten zur Zote. Man glaubte eben auf jede Weise die Schranken der Konvenienz durchbrechen und Genialität bekunden zu müssen.

Außer Stäudlin selbst lieferten Armbruster, Conz, Haug, Reinhard und Weisser die meisten Beiträge. Ferner waren Bardili, Bühner, Jakob Heinrich Duttonhofer, Friedrich Karl Lang (1766—1822) vertreten, letzterer Heilbronner, nicht Württem-

berger. Aus den Nachlässen der jung verstorbenen Chill und Hartmann konnten wertvolle Gaben veröffentlicht werden. Mehrere Mitarbeiter versteckten sich hinter Chiffren, deren Deutung manches Rätsel aufgibt. Zumsteeg und andre spendeten Liederkompositionen.

Von den Dichtern, die durch den Stäudlinschen Almanach in die Literatur eingeführt worden sind, müssen wir noch Friedrich Christoph Weisser (1761—1836), der weder die Karlschule noch die Tübinger Universität besucht hat, kurz betrachten. Der Sohn eines Stuttgarter Buchbindermeisters, erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Schulbildung und ergriff dann die Schreiberlaufbahn. Er trat in den Dienst der Landschaft und nahm als Landschaftssekretär eine angesehenere Stellung ein. Nach Aufhebung der altwürttembergischen Verfassung wurde er vom Staat als Steuerbeamter mit dem Titel eines Obersteuerrats, später eines Oberfinanzrats übernommen. Wie im öffentlichen Leben, so hat Weisser auch in der Literatur seine Hauptrolle erst unter Karl Eugens Nachfolgern gespielt. Weniger durch seine zahlreichen Erzeugnisse in Vers und Prosa, die er seit 1804 in einer stattlichen Anzahl von Sammelbänden rasch hintereinander auf den Markt warf, als durch seine scharf ausgeprägte literarische Physiognomie zieht er die Aufmerksamkeit auf sich. Er ist unter den Schwaben der heftigste und einseitigste Verfechter des Klassizismus, den er dazuhin noch in wunderlicher Beschränkung auffaßt. Klopstock und Wieland gelten ihm mehr als Goethe und Schiller. Die neue Poesie haßt er. Unter den Männern des neu begründeten antiromantischen Morgenblattes ist er die treibende Kraft gewesen. Die Natur hat ihm scharfen Witz als beste Gabe verliehen: aber eine förmliche Wut, alles zu bewäheln, zu bespötteln, zu bekritteln, reißt ihn fort, und seine einförmige Art wirkt auf die Dauer unerträglich. Im Schwäbischen Musenalmanach hat er sich, gleich dem ihm nahe befreundeten und geistig verwandten Friedrich Haug, namentlich durch Epigramme verewigt.

Schließlich hat es auch ein Größerer nicht verschmäht, unter Stäudlins Banner, wenn auch nur mit halbem Herzen, zu fechten: Friedrich Schiller. Von ihm stammt „Die Entzückung an Laura“ im ersten Jahrgange des Schwäbischen Musenalmanachs. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der junge Regimentsmedikus mit Stäudlin persönlich bekannt gewesen ist; im kleinen und engen damaligen Stuttgart können sie, die überdies gemeinsame Freunde hatten, unmöglich aneinander vorübergegangen sein. Aber für ebenso sicher darf es gelten, daß ein intimeres Verhältnis niemals zwischen beiden bestanden hat. Eine gewisse Eifersucht machte sich offenbar von Anfang an bemerklich: Stäudlin fühlte sich als der Ältere und literarisch bereits in höherem Ansehen Stehende, Schiller war sich seines inneren Wertes zu gut bewußt, um sich willig unterzuordnen. Schwerlich mochte es seinem Stolze behagen, wenn Conz ihn gutmütig aufforderte, zum Ziele der Unsterblichkeit zu fliegen, wohin Stäudlin schon vorangeschritten sei. Sogar in der Liebe soll dieser Schillers bevorzugter Nebenbuhler gewesen sein. Diese Überlieferung scheint die kokette Wilhelmine Andreaä im Auge zu haben, die eine Anzahl junger Dichter, Stäudlin, Reinhard, Conz, vor ihren Triumphwagen spannte; auch Schiller wird im offenen Hause der Frau Dr. Andreaä verkehrt haben, aber nach der neuesten Forschung können seine Beziehungen zu Wilhelmine nur ganz oberflächlich gewesen sein.

Immerhin mußte Schiller die Gelegenheit erwünscht sein, in dem neu erstehenden Schwäbischen Musenalmanach mit seinen Landsleuten in die Schranken treten zu können. Ob er von dem Herausgeber ausdrücklich zur Mitarbeiterschaft eingeladen worden ist oder aus freien Stücken Beiträge eingesandt hat, muß dahingestellt bleiben. Im hohen Grad aber unwahrscheinlich ist es, daß er Stäudlin nur mit einem einzigen Gedicht, dem im Jahrgang 1782 wirklich abgedruckten, aufgewartet habe. Vielmehr dürfte



Stäudlin eine größere Anzahl von den Stücken, welche Schiller später in seiner Anthologie veröffentlicht hat, zur Verfügung gehabt, sich jedoch damit begnügt haben, jene Ode an Laura auszulesen. Andeutungen über die Gründe seines Handelns hat Stäudlin selbst in einer poetischen Epistel „An Herrn Professor S. [Schott] in Erlang“ gegeben, die sich im Schwäbischen Musenalmanach auf 1783 findet. Er schildert darin mit glücklichem Humor die Leiden des Redakteurs. Es heißt unter anderem:

„Ich brach ein zweites Siegel auf — und hu!  
Ein Odensturm — wie tobt er auf mich zu!  
Gehäufster Unsinn überall  
Und ungeheurer Wörterschwall —  
Ha! welch ein Flug! — das tönt mir allzu lyrisch!  
Mich dünkt, ich lese gar sibirisch“ usw.

Diese ganze Stelle kann nur auf Schiller gehen; der zuletzt angeführte Vers ist eine deutliche Anspielung auf die Vorrede zur Schillerschen Anthologie. Nun waren allerdings zur Zeit jener Epistel die beiden bereits offen verfeindet, und Stäudlin hat sich deshalb satirischer Übertreibungen schuldig gemacht. Dennoch ergibt sich daraus ziemlich sicher, daß Stäudlin die Mehrzahl der Schillerschen Beiträge zum ersten Jahrgange des Schwäbischen Musenalmanachs aus dem einfachen Grunde zurückgewiesen hat, weil sie ihm nicht zusagten. Das war Geschmackssache. Daß Stäudlin in dem „gehäufsten Unsinn“ und „ungeheuren Wörterschwall“ nicht die Funken des Genies wahrnahm, dürfen wir ihm nicht zu sehr verargen. Dasselbe ist auch andern vor und nach ihm begegnet.

Aber andererseits können wir es auch verstehen, wie Schiller darob in Grimm entbrannte, die Lieblinge seiner Muse mißachtet und zurückgestoßen zu sehen. Und sein Groll muß sich noch gesteigert haben, als der Almanach nun wirklich erschien und er gewahrte, vor welchen Erzeugnissen die seinigen hatten zurückstehen müssen. Vielleicht hat sich Stäudlin sogar erkühnt, das einzige Stück Schillers, dem er Aufnahme gewährte, zu verstümmeln, um zwei Strophen zu verkürzen; denn in der Schillerschen Anthologie, worin die Entzückung an Laura unter dem Titel „Die seligen Augenblicke an Laura“ wiederholt ist, lesen wir, neben andern Änderungen, das Stück um zwei Strophen verlängert. Natürlich muß die Möglichkeit offen gelassen werden, daß Schiller erst nachträglich eine Erweiterung vorgenommen hat. Sollte aber die zuerst ausgesprochene Vermutung zutreffen sein, so kann man sich vorstellen, wie eine solche Eigenmächtigkeit Stäudlins Schillers Erbitterung mehren mußte.

So entbrannte denn offene Fehde zwischen den beiden jungen Dichtern. Sie wurde durch eine Besprechung Schillers über Stäudlins „Proben einer teutschen Aneis, nebst lyrischen Gedichten“ eingeleitet. Die Rezension stand im zweiten Stück von Haugs „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“ und kam im Herbst 1781, etwa gleichzeitig mit dem ersten Schwäbischen Musenalmanach, heraus. Schiller ging darin noch mit Mäßigung zu Werk. Er erkannte Stäudlins Talent voll an, übte aber an seiner Virgil-Übersetzung wie an seiner Lyrik strenge Kritik und sagte dem Rivalen im allgemeinen manche empfindliche Wahrheit. Besonders mußte die Schlußwendung treffen, daß Stäudlin gar zu sehr vom Gefühl seines eigenen Dichterwerts überströme.

Die frische Fehde mit Stäudlin brachte den lange schon von Schiller gehegten Wunsch zur Reife, mit seinen lyrischen Schätzen, die sich allmählich angehäuften, hervorzutreten. Er setzte dem Unternehmen seines Segners die „Anthologie auf das Jahr 1782“ entgegen. Er wollte, wie Scharffenstein es ausgedrückt hat, mit Stäudlin nicht rivalisieren, sondern ihn zermalmen. Mit dem Gewicht seines eigenen Könnens hat Schiller den Nebenbuhler, der im Vergleich zu ihm doch nur ein poetischer Zwerg

war, allerdings zermalmt: aber was die Anthologie außer den Beiträgen des Herausgebers, die ja zum Glück überwogen, enthielt, stand entschieden unter dem Niveau der Durchschnittsgaben des Stäudlinschen Almanachs. Es fiel Schiller schwerer als seinem Nebenbuhler, Genossen zu werben; „denn seine Fahne hatte“, wie Scharffenstein bemerkt, „etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte als anzog“. Der auch an der Herausgabe beteiligte Petersen, Abel,<sup>17)</sup> Hoven, Friedrich Haug, vielleicht noch Scharffenstein, Reinhard und Ludwig Schubart waren Schillers Mitarbeiter. Um ihre kleine Zahl zu verdecken, wählte er statt der wirklichen Namen durchweg Chiffren, 23 im ganzen, weshalb das Eigentum jedes einzelnen nicht in allen Fällen bestimmt zu unterscheiden ist.

Wenn man die beiden poetischen Blumenlesen Stäudlins und Schillers als Proben allgemein schwäbischen Leistungsvermögens miteinander vergleicht, so gebührt der ersteren immerhin der Vorzug, und Schiller hätte ohne Frage besser daran getan, wenn er statt dieses übereilten Almanachs sich mit einer Sammlung seiner eigenen Gedichte begnügt hätte. Machte er es doch ohnehin seinen Lesern nicht leicht, das Chaos seiner lyrischen Ergüsse zu entwirren und unter den bunten Fetzen, mit denen er sich behängte, den gen Himmel emporstrebenden Aar zu erkennen. In diesen Jugendschöpfungen ließ er das höchste Pathos der Hymne und Ode mit dem derben Humor des Bauern- und Volksliedes, mit dem fecken Übermut der literarischen Satire wechseln. Äußerungen übersinnlicher Verzücktheit und sinnlich erhitzter Zustände lösten einander ab, ja verschmolzen sich in den Gedichten an Laura. Überall suchte der Dichter die üblichen poetischen Redewendungen und Redeb Blumen durch Neubildungen zu ersetzen und förderte dabei einen überraschenden Reichtum an Ausdrucksmitteln, eine verblüffende Kühnheit in der Bildersprache zutage. Aber in seinem ungezähmten Geniedrange setzte er sich allzu selbstherrlich über die Forderungen eines reinen Geschmacks hinweg. Er trug die Farben aufs dickste auf und verschüttete seine ohnehin künstlich gesteigerten Empfindungen unter einer Last von Rhetorik.

An eine Fortsetzung der Anthologie konnte Schiller schon darum nicht denken, weil er für einen zweiten Jahrgang nicht mehr genug Vorrat an eigenen Gedichten gehabt hätte. So verschwand das Unternehmen, das weder beim Publikum noch bei der Kritik viel Beachtung gefunden hatte, sang- und klanglos vom Schauplatz, während der Schwäbische Musenalmanach, der dadurch hätte zermalmt werden sollen, noch manches Jahr fröhlich blühte, im Schoße des Cottaschen Verlags auch materiell geborgen.

Wie die ganze Anthologie ein Schlag gegen Stäudlin und sein Taschenbuch sein sollte, so verfolgte sie auch in einzelnen Teilen diesen Zweck. So gleich im zweiten Vorwort, das, übrigens mit erzwungenem und frostigem Humor, die Vorrede des Schwäbischen Musenalmanachs parodiert. Ferner in dem Eröffnungsgedicht „Die Journalisten und Minos“ und in dem gleichfalls von Schiller herrührenden derb witzigen Stücke „Die Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon“.

Stäudlin machte seinem Ärger über die Schillerschen Angriffe in einem gar nicht übeln satirischen Gedichte „Das Kraftgenie“ Luft, das er alsbald in seinen Anfang 1782 veröffentlichten „Vermischten poetischen Stücken“ bekanntgab. Es ist übrigens komisch, wie sich die beiden Gegner in ihrer Polemik so ziemlich dasselbe vorwarfen: nämlich Geniesucht und Überspannung der natürlichen Kräfte. „In seinen Gedichten glüht — pocht — wirbelt alles“, sagt Schiller von Stäudlin in der Rezension der Proben einer teutschen Aneis; „es wirbelt, strudelt, donnert, braust“, gibt dieser jenen in der Epistel an Professor Schott zurück.

Schiller setzte in dem Frühjahr 1782 erschienenen ersten Stück des „Württembergischen Repertoriums der Litteratur“ den Feldzug gegen Stäudlin fort. Er brachte

darin zunächst eine Kritik des Schwäbischen Musenalmanachs auf das Jahr 1782. Noch bemüht er sich, gerecht zu bleiben und das Gute und Schlechte in jenem Kalender objektiv voneinander zu scheiden, aber sein Ton verrät doch, daß seine persönliche Vereiztheit gegen Stäudlin seit seiner Anzeige der Proben einer teutschen Aneis weitere Fortschritte gemacht hat. Weit schärfer gehalten ist die Beurteilung oder vielmehr Verurteilung der Vermischten poetischen Stücke Stäudlins, die sich im selben Repertorium findet. Man hat sie früher Konz zugeschrieben, aber aus inneren Gründen muß sie ganz oder doch in der Hauptsache von Schiller verfaßt sein. Auch Stäudlin selbst hat diesen dafür verantwortlich gemacht. Endlich zielt noch eine dritte Stelle der genannten Zeitschrift auf Stäudlin ab. In seiner Selbstkritik der Anthologie verwechselt ihn Schiller absichtlich mit dem Memminger Hutmacher und nachmaligen Schullehrer Christoph Städele, der gleichfalls Verse schmiedete, und suchte durch diese wenig schmeichelhafte Zusammenstellung den Nebenbuhler lächerlich zu machen. Man sieht, daß auch Schiller in seinen Kampfmitteln nicht gerade wählerisch war.

Stäudlin war außer sich, namentlich wegen der Kritik seiner Vermischten poetischen Stücke. Er schüttete sein Herz gegen Bodmer in Zürich am 31. Juli 1782 folgendermaßen aus: „Schillers Räuber sind Geburten einer reichen, aber zügellosen Phantasie, die ihr Gepräg aus Shakespearre genommen hat. Sein Charakter ist wie seines Karl Moors. Ein wilder, stolzer Geist, der keinen neben sich dulden will — also auch mich nicht. Armbruster kann Ihnen von der Fehde mehr sagen. Erst kürzlich hat er mich im Wirtembergischen Repertorium aufs niederträchtigste behandelt. Ich verachte ihn zwar — aber doch kann ich ihm nicht schweigen. Er soll nicht frohlocken.“ Der zweite Jahrgang des Schwäbischen Musenalmanachs wurde von Stäudlin dazu benutzt, die Polemik gegen Schiller vor dem öffentlichen Forum weiterzuspinnen. Seine Vorrede beschäftigt sich direkt mit dem Segner, auf dessen Kritiken der Proben einer teutschen Aneis und des Musenalmanachs auf 1782 Bezug nehmend. Er rückt Schiller kräftig auf den Leib, nennt ihn einen journalistischen Marktschreier, behauptet, daß er als Kritiker einen „hölzernen Hanswurstdegen“ führe, und was dergleichen Artigkeiten mehr sind. Daß Stäudlin den von Schiller angeschlagenen Ton im wesentlichen an Grobheit überboten habe, läßt sich aber doch nicht behaupten, zumal wenn man bedenkt, daß Repliken ihrer Natur nach ohnehin stärker auszufallen pflegen. Auch einige Gedichte Stäudlins in jenem zweiten Jahrgang, wie die schon mehrfach erwähnte Epistel an Professor Schott, sind auf Schiller gemünzt.

Als der Schwäbische Musenalmanach auf das Jahr 1783 im Herbst 1782 die Presse verließ, war Schiller bereits aus der Heimat entwichen. Ob ihm das Buch überhaupt zu Gesicht kam? Jedenfalls ließ er sich nicht mehr zu einer Erwiderung herbei. Mit dem entscheidungsvollen Schritt, den er damals getan hatte, lag seine Jugendperiode als etwas Abgeschlossenes hinter ihm. Er sah sich plötzlich dem ganzen Stuttgarter Getriebe und Gezänke, an dem er noch vor wenigen Wochen nicht ohne Behagen teilgenommen hatte, wie räumlich so auch innerlich weit entrückt, und der ernste Kampf um seine bürgerliche und poetische Zukunft, den er entschlossen aufgenommen hatte, ließ ihn keinen Gedanken mehr an jenes journalistische Geplänkel vergeuden. Auch Stäudlin betrachtete die Fehde mit Schiller als abgetan, wenn er sich gleich einiger nachträglichen Spöttereien nicht enthalten konnte.

Man muß sich hüten, den literarischen Krieg zwischen den beiden jungen Dichtern allzu tragisch zu nehmen. Sie selber erblickten darin eine willkommene Gelegenheit, ihre Kräfte zu prüfen und zu üben, die Waffen ihres Geistes zu schärfen. Von einer „läppischen Zänkerey“ spricht Schiller. Dies war auch die Auffassung derer, welche als mehr oder weniger unparteiische Zeugen dem Kampfspiel zuschauten. Als „poetische

Neckerei" bezeichnete Konz später die Angelegenheit, und Reinhard erzählt, die Fehde habe sich „aus jugendlichem Übermut und aus Rivalität" entsponnen. Schiller-Verehrer, denen über der Begeisterung für ihren Helden die Besonnenheit des Urteils abhanden gekommen ist, haben auf den vermessenen Stäudlin mit Keulen losgeschlagen und es ihm zum Verbrechen ausgelegt, daß er sich nicht demütig vor der überlegenen Größe des andern gebeugt habe. Wenn Stäudlin damals Schillers Zukunft vorausgewußt hätte, wäre er wahrscheinlich mit ihm glimpflicher umgegangen. Aber ohne die retrospektive Brille des Literaturhistorikers auf der Nase zu haben, konnte er, der mitten in dem journalistischen Tagesgetriebe stand und den Nebenbuhler mitten darin stehen sah, unmöglich ahnen, daß dieser einst hoch über ihm auf olympischen Höhen wandeln werde. Vielmehr hielt er sich selbst, nicht Schiller für den Messias der schwäbischen Poesie, und sein jugendlicher Irrtum ist um so entschuldbarer, je mehr ihn seine Umgebung darin bestärkt hat. Auch sein Streit mit Schiller wurde dazu ausgenutzt, ihm neue Lorbeern um die Stirn zu winden. Sagte doch sogar ein Mann wie Reinhard, der mit beiden Kämpfern gleichermaßen befreundet war, von Stäudlin:

„Der jene große Fehde kühn bestand  
Und Fels auf Fels dem Blitzeschleudrer Schiller  
Entgegen hundertarmig türmte.“

Wie mögen ihn vollends seine unbedingten Anhänger als Sieger verherrlicht haben!

Stäudlin hat sich nachmals nicht nur zur ehrlichen Bewunderung des ehemals verhassten Rivalen durchgekämpft, sondern auch die schöne Selbstüberwindung geübt, von seiner Sinnesänderung öffentliches Zeugnis abzulegen. Das gewinnt ihm unsre Sympathien. Wir werden noch sehen, wie sich ein Jahrzehnt später die einstigen Feinde freundlich die Hand gedrückt haben.

#### IV.

Jenes denkwürdige Kampfspiel mußte näher beschrieben werden, weil es den Höhepunkt des literarischen Lebens in Stuttgart unter Herzog Karl bedeutet. Die Fortsetzung des Schwäbischen Musenalmanachs vollzog sich auf friedliche Weise, ohne viel Staub mehr aufzuwirbeln. Auf die Jahre 1783, 1784 und 1787 erschien er unter diesem Titel, während er sich für 1785 und 1786 in eine „Schwäbische Blumenlese" umwandelte. Der Jahrgang 1787 blieb vorläufig der letzte; nicht als ob die Beiträge ausgegangen wären, aber der Verleger scheint die Lust an dem Unternehmen verloren zu haben. Nach fünfjähriger Pause gab Stäudlin wiederum, nunmehr im Selbstverlag, einen „Musenalmanach fürs Jahr 1792" heraus, an den sich eine „Poetische Blumenlese fürs Jahr 1793" anschloß. Damit war — etwa gleichzeitig mit Herzog Karls Ausgang — diese bedeutungsvolle poetische Kundgebung schwäbischen Nationalstolzes endgültig begraben.

In den späteren Jahrgängen des Almanachs traten zu den Mitarbeitern des ersten, die den festen Stamm bildeten, eine Anzahl neuer. Es gelang Stäudlin, gelegentlich auch ältere Dichter heranzuziehen, und die angesehenen Namen eines Johann Ludwig Huber und Johann Martin Müller wirkten zum mindesten dekorativ. Auch der ältere Schubart stellte sich ein, seine Spenden hinter allerlei Chiffren (C. = Simon, C. d. ä. = Simon der ältere usw.) verbergend, ferner Werthes, Hübner, Schlotterbeck, Johannes Lang, Karl Friedrich Stäudlin, der jüngere Schubart, der Heilbronner Senator Christoph Ludwig Schreiber, der aus der Reichsstadt Eßlingen gebürtige Friedrich Bernritter (1753—1803), der es zum Rechenbankrat bei der Rentkammer in Stuttgart gebracht hat; wir werden diesem Satiriker Altwürttembergs später wieder begegnen. Im Schwäbischen Musenalmanach für 1787 konnte Stäudlin den siebenzehnjährigen

Ludwig Neuffer seinen Lesern vorstellen. Daneben stoßen wir auf eine Anzahl völlig verschollener Namen, darunter Frauen und Jungfrauen adeliger und bürgerlicher Herkunft. Das Versteckensspiel mit Vornamen und geheimnisvollen Buchstaben nahm kein Ende. Offenbar konnte sich im Laufe der Zeit Stäudlin der aufdringlichen Dilettanten, die sich den Almanach zum Tummelplatz ihrer Poetastereien auserkoren, immer weniger erwehren; wenigstens sah er sich genötigt, im Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1787 die Mitarbeiter zu ersuchen, ihre Beiträge „so gefeilt und vollendet als möglich ihm zuzusenden, da er künftig schwerlich mehr Zeit zu so manchfaltigen Verbesserungen gewinnen“ könne.

Als Stäudlin seinen Almanach fürs Jahr 1792 wieder aufleben ließ, geschah es unter günstigeren Vorzeichen. Konnte er doch das Buch mit des jungen Hölderlin „Hymne an die Muse“ eröffnen. Dieser vertrat mit seinen Freunden Neuffer und Magenau das jüngste schwäbische Dichtergeschlecht aufs würdigste, und auch zum nächsten und letzten Bande spendeten die drei freigebig von ihren poetischen Erstlingen. Eine Schelmerei des Schicksals wollte es, daß im Jahrgang 1792 auch jener Städele, mit dem einst Schiller seinen Rivalen Stäudlin geneckt hatte, als Mitarbeiter auftrat.

Trotz seiner entschiedenen Erfolge muß Stäudlin allmählich doch zur Erkenntnis gelangt sein, daß der Schriftstellerberuf ihm keine gesicherte Existenz zu bieten und namentlich auch nicht seine bedeutenden pekuniären Bedürfnisse zu decken vermöge. So entschloß er sich denn, sein juristisches Examen nachzuholen, und praktizierte seit 1786 als Kanzleiadvokat in Stuttgart; bald erwarb er sich auch den Doktorgrad bei der Tübinger Juristenfakultät. Es fehlte ihm offenbar, wenigstens im Anfang, auch auf diesem Gebiete nicht an Beschäftigung und Anerkennung. Die Folge davon war, daß die literarischen Arbeiten eine Zeitlang mehr in den Hintergrund traten. 1788 und 1791 sammelte er seine Gedichte in zwei Bänden: die geringe Sorgfalt, die bei der Herstellung dieser Ausgabe gewaltet hat, führt Ludwig Schubart in dem Nekrolog, den er in Wielands Neuem Deutschen Merkur über Stäudlin veröffentlicht hat, auf dessen Überbürdung mit Berufsgeschäften zurück.

Eben aus jener zweiteiligen Gedichtsammlung gewinnt man den deutlichsten Überblick über Stäudlins poetisches Können. Er besitzt manche von den Eigenschaften, welche den großen Dichter ausmachen. Er ist phantasiereich, entzündbar, warmblütig, gefühlvoll, daneben freilich auch nicht selten überschwenglich, empfindsam, allzu weichlich sich den Eindrücken hingebend. Groß ist seine Gewandtheit, seine Leichtigkeit in der Formgebung, seine Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks, sein Wortreichtum. Mit der Gefälligkeit seiner Begabung hält indessen ihre Tiefe nicht gleichen Schritt. Seine Poesie ist eher oberflächlich und inhaltsleer als gedankenreich. Von einer Entwicklung seines Talents kann kaum die Rede sein: zwischen seinen frühesten und spätesten Erzeugnissen besteht kein wesentlicher Unterschied. Niemals ist er von der Nachbildung zur Selbstständigkeit vorgeedrungen. Geschmeidig, wie er ist, lehnt er sich an die verschiedensten Muster an. Seine natürlichen Gaben weisen ihn auf die kleineren poetischen Gattungen hin. Ein größeres Kunstwerk mit sicherer Hand zu gestalten, ist er so wenig der Mann wie Schubart, mit dem er auch sonst eine gewisse geistige Verwandtschaft hat. Die Lyrik ist Stäudlins eigentümliches Feld. Hier tut er sich durch Vielseitigkeit hervor, beherrscht er fast jede Tonart. In begeisterten Oden und Hymnen, in pathetischen Gedichten, in Bürgerischen Balladen, in volltönenden Naturschilderungen liegt seine Stärke. Kaum minder gut gelingen ihm allerlei humoristische Tändeleien und satirische Plänkeleien. Auch in der Idylle leistet er Tüchtiges. Aber trotz ihren Vorzügen sind Stäudlins poetische Erzeugnisse längst schon der Vergessenheit anheimgefallen, weil sie eben doch nur Nachahmungen sind und eines individuellen Gepräges entbehren.

Durch Schubart wurde Stäudlin schließlich wieder vollständig in das literarische Treiben hineingerissen, und zwar ließ er nunmehr — zu seinem Verhängnis — die schönwissenschaftlichen Bestrebungen hinter der publizistischen Wirksamkeit zurücktreten. Das Gewicht der Schubartschen Chronik, die er, vermessen genug, als Erbschaft des heimgegangenen Freundes sich auf die Schultern lud, drückte ihn zu Boden.

Die Kontroverse, ob Christian Schubart vom fränkischen oder schwäbischen Stamm in Anspruch genommen werden darf, ist die richtige Doktorfrage. Sein Vater war Franke aus dem Nürnbergischen Altdorf, er selbst im Dorf Obersonthem, das zur Grafschaft Limpurg gehörte, also im schwäbisch-fränkischen Grenzgebiet, geboren: gewiß aber hat er sich als Schwabe gefühlt und ist zu einem solchen durch alle seine Lebensbeziehungen gestempelt worden. Mit Württemberg ist er seit seinem dreißigsten Lebensjahr in engere Verbindung getreten, die mit kurzer Unterbrechung bis an sein Ende währen und für ihn eine Quelle unsäglichen Elends werden sollte. Schon frühzeitig knüpften gemeinschaftliche literarische Interessen zwischen Schubart und dem einflußreichen Balthasar Haug freundliche Beziehungen an, und dieser war es, durch dessen Empfehlung jener in württembergische Dienste kam. Mit Freuden griff der Geislinger Präzeptor, dem sein wenig ehrenvolles dortiges Schulamt eine unerträgliche Bürde war, zu, als sich ihm im Herbst 1769 die Ludwigsburger Organisten- und Musikdirektorsstelle bot. In der üppigen Herzogsresidenz warteten seiner geistige Anregungen und künstlerische Genüsse, wie sie seine kühnsten Träume nicht herrlicher ausmalen konnten, zugleich aber auch Verführungen, denen der schwache Mann notwendig erliegen mußte. Seine geselligen, insbesondere seine musikalischen Talente erschlossen ihm rasch alle Kreise der vornehmen Ludwigsburger Gesellschaft. Er brachte die dortige Kirchenmusik in die Höhe, ließ der Oper seine Dienste. Man bewunderte sein geniales Spiel auf der Orgel und auf dem Flügel; man ergötzte sich an seinen gereimten Improvisationen und lachte über seine derben Witze. Als Musiklehrer war er viel begehrt: hatte er doch sogar Karls damaliger Freundin Franziska von Leutrum Unterricht zu erteilen, wobei der Herzog selbst mitunter zugegen war. Dabei suchte Schubart, was ihm hoch angerechnet werden muß, in der fremden Moden huldigenden Stadt Geschmack an der deutschen Literatur zu verbreiten. Doch der Lebenswandel, den er führte, stimmte schlecht zu seinen kleinbürgerlichen häuslichen Verhältnissen. Er wetteiferte mit den Kavalieren, Offizieren, Künstlern und welschen Bühnengrößen, die seinen täglichen Umgang bildeten, in Ausschweifungen; aber es fehlten ihm nicht bloß die dazu nötigen Geldmittel, sondern — was schlimmer war — auch die weltmännische Erziehung, um sich bei seinen Belustigungen kavaliermäßig zu benehmen. Auch gebrachen ihm Takt und Mäßigung im geselligen Verkehr mit gesellschaftlich Höherstehenden. Er hatte seine lose Zunge nicht in der Gewalt, zumal wenn er sich im Wein übernommen hatte, was oft genug vorkam. Wahrscheinlich hat er schon damals den Zorn des Herzogs, der anfangs an ihm Gefallen gefunden haben mochte, herausgefordert. Ein Spottgedicht auf einen einflußreichen Höfling und eine Parodie der Litanei erregten viel Anstoß. Seine geistlichen Vorgesetzten, denen begreiflicherweise das wüste Treiben des Organisten ein Greuel war, voran der bekannte Spezial Zilling, wirkten zu seinem Sturze mit. Schubart wurde zuerst wegen Ehebruchs eingekerkert und dann durch einen herzoglichen Erlaß vom 21. Mai 1773 um des öffentlichen Ärgernisses willen, das er gegeben habe, seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen.

Der also Gemäßregelte nahm an dem Herzog von Württemberg und dessen „Donna Schmergalina“, wie er Franziska unhöflich bezeichnete, nach seiner Art Rache, indem er sich beide zu Zielpunkten seiner ebenso witzigen als boshaften Spöttereien auser sah. Kein Wunder, daß Karl Eugen vor Begierde brannte, den nach seiner Auffassung ge-

meingefährlichen Journalisten zu bestrafen und — nebenbei zur Befriedigung seiner pädagogischen Leidenschaft — durch eine Radikalkur zu bessern. Nichts war dem Fürsten willkommener, als daß er sich gewissermaßen zum Vollstrecker der Reichsacht an Schubart aufwerfen konnte. In Wien bestand nämlich die Absicht, den jesuitenfeindlichen Dichter aufheben und nach Österreich schleppen zu lassen. Als Herzog Karl von diesem Vorhaben erfuhr, erbot er sich alsbald, den Vollzug der Strafe zu übernehmen. Schubart, der allezeit unvorsichtige, steckte den Kopf freiwillig in den Rachen des Löwen und ließ sich aus seinem sichern Ulmer Schlupfwinkel auf württembergisches Gebiet locken. In jener Reichsstadt hatte er nach längeren Irrfahrten wieder eine Heimat gefunden und zugleich, seitdem er seine Deutsche Chronik herausgab, eine ersprießliche Tätigkeit, eine gesicherte Existenz.

Die Festung Hohenasperg, auf der die württembergischen Staatsverbrecher mit Vorliebe verwahrt wurden, diente nun ein Jahrzehnt lang dem unglücklichen Dichter und Publizisten zum Aufenthalt. Seitdem sich seine Bande lockerten und er Bewegungsfreiheit innerhalb den Festungsmauern hatte, kehrte auch seine alte Natur zurück, begann er wieder das Licht seines Geistes leuchten zu lassen, seine vielseitigen Talente zu verwenden. So entwickelte sich eine Zeitlang auf dem Asperg reges literarisches Treiben. Schubart überschwemmte den Ort mit seinen Gelegenheitsgedichten. Er mußte solche für seine Vorgesetzten, namentlich den General Rieger, für die dort in Garnison stehenden Offiziere fertigen, und schließlich wurden bei ihm sogar für Herzog Karl und Franziska Festpoeme bestellt. Er hatte ferner für eine Soldatenbühne, die Rieger einrichtete, Stücke zu liefern und einzuüben. Mit wie vielen und verschiedenartigen Aufträgen und Zumutungen man ihn, der sich nicht weigern durfte, beschwerte, blieb ihm doch noch Zeit genug zur ernsthafteren schriftstellerischen Beschäftigung. Vom Asperg aus hat er in den Jahren 1785 und 1786 die erste rechtmäßige Sammlung seiner Gedichte, aus zwei Bänden bestehend, in die Welt gehen lassen. Und dann — wie viele angesehene Fremde, hauptsächlich Dichter und Schriftsteller, hat Schubart dorthin gezogen! Kaum irgend eine Berühmtheit weilte in jenen Zeiten in Schwaben, ohne dem Asperg oder vielmehr dessen weltbekanntem Gefangenen einen Besuch abzustatten. Lavater eröffnete den Reigen. Er kam am 26. Juni 1778 in Begleitung des herzensfrommen Kornwestheimer Pfarrers Philipp Matthäus Hahn, der sich durch seine kunstreichen mechanischen Erfindungen bekanntgemacht hat. Die beiden Männer fanden ausnahmsweise damals schon Einlaß in Schubarts Kerker, weil man sich von ihrem geistlichen Zuspruch günstigen Einfluß auf das verhärtete Gemüt des Sünders versprach. Namentlich Hahn, der seine Besuche fleißig fortsetzte, trug viel zur sogenannten Bekehrung des Gefangenen bei. Auch Herzog Karl August und Goethe sollen, als sie sich Dezember 1779 im Lande aufhielten, einen Ausflug nach dem Asperg unternommen und Schubart gesehen haben. Wohl möglich, daß er ihnen als Sehenswürdigkeit, wie ein wildes Tier im Käfig, vorgeführt worden ist. Eine Unterredung zwischen den beiden Dichtern hat jedoch ganz gewiß nicht stattgefunden, da sonst Schubart nicht verfehlt hätte, ein solches für ihn epochemachendes Ereignis in seinen Schriften zu erwähnen. Friedrich Nicolai, als er 1781 seine vielberufene Reise durch Schwaben unternahm, der Meininger Bibliothekar Reinwald mit seiner Schwiegermutter, der Frau Hauptmann Schiller, der badische Historiker und Publizist Ernst Ludwig Posselt kehrten unter andern damals auf dem Asperg ein. Insbesondere aber fühlte sich das junge schwäbische Dichtergeschlecht zu dem Gefangenen hingezogen. Auch die Zöglinge der Karlschule, Ludwig Schubarts Kameraden, wallten scharenweise nach dem Asperg, während es dem Sohne selbst noch nicht erlaubt war, den schmerzlich entbehrten Vater zu sehen. Im April 1784 statteten „mehr als 30 Akademisten“ auf einmal Schubart einen Besuch ab. Im November 1781 war der

Regimentsmedikus Schiller zum erstenmal auf dem Asperg gewesen. General Rieger stempelte durch einen spaßigen Einfall die welthistorische Begegnung zu einer Farce. Schubart mußte vorher eine Rezension der Räuber schreiben. Von Schillers beabsichtigtem Besuch ward ihm nichts mitgeteilt. Als nun jener mit Hoven wirklich eintraf, wurden beide in Riegers Plan eingeweiht. Schiller hatte sich Schubart als Dr. Fischer vorzustellen. Nach der ersten Begrüßung lenkte der General das Gespräch auf die Räuber.



Schillers Besuch bei Schubart auf dem Asperg

Der angebliche Dr. Fischer sagte, er kenne den Verfasser genau und wünsche wohl, Schubarts Urteil über dessen Stück zu hören. Da fiel der General ihm plötzlich ins Wort, indem er sich zu Schubart wandte: „Sie haben ja eine Rezension der Räuber verfaßt. Wollen Sie nicht so gefällig sein, dieselbe dem Herrn Doktor vorzulesen?“ Schubart holte sein Manuskript und las, ohne zu ahnen, daß er den Dichter des Trauerspiels vor sich habe. Am Schluß des Aufsatzes hatte Schubart den Wunsch ausgesprochen, den großen Dichter von Angesicht kennen zu lernen. Bei dieser Stelle klopfte ihm Rieger auf die Schulter und sagte: „Ihr Wunsch ist erfüllt. Hier steht er vor Ihnen.“ — „Ist es möglich!“ rief Schubart frohlockend. „Das ist also der Verfasser der Räuber!“



Mit diesen Worten fiel er Schiller um den Hals, küßte ihn, und Freudentränen glänzten in seinen Augen, während Rieger über die gelungene Überraschung triumphierte.

Außer Schiller waren es hauptsächlich Stäudlin und Friedrich Haug, an denen Schubart großes Wohlgefallen fand. Auf Haugs Besuche freute er sich jedesmal, weil er sich an seinen gesellschaftlichen Talenten, seiner frohen Laune und seinen komischen Anlagen ergötzte. Ebenso begegnen wir den jungen Stiftern Conz und Reinhard<sup>18)</sup> unter den Besuchern Schubarts. Auch Schillers Freund Scharffenstein, der als Leutnant auf dem Asperg in Garnison stand, trat zu Schubart in nahe Beziehungen und porträtierte ihn sogar. Endlich hatte der Gefangene selbst einen jungen Dichter auszubilden, Eugen von Scheler, den Sohn des Generals, der Riegers Nachfolger als Kommandant der Festung wurde. Schubart bereitete den Jüngling zum Studium in der Karlschule vor und diktierte diesem Schüler seine Ästhetik der Tonkunst in die Feder. Eugen von Scheler ist mit Versen in Stäudlins Musenalmanach hervorgetreten und hat auch sonst mancherlei schriftstellerische Leistungen aufzuweisen.

Im Mai 1787 hielt Schubart, endlich von seinem „Jammerberg“ erlöst und zum herzoglichen Hof- und Theaterdichter bestellt, triumphierend in Stuttgart Einzug, um hier die ihm noch vergönnten vier Lebensjahre zu verbringen. Wenn er auch schon ein gebrochener Mann war, so erteilte er doch dem literarischen Leben der württembergischen Hauptstadt mancherlei frische Impulse.

Dieses wurde durch die allgemeinen Kulturfortschritte während Herzog Karls zweiter Regierungshälfte günstig beeinflusst. Das wachsende Interesse an ästhetischen Dingen tat der Ausbreitung edlerer Sitten Vorschub, und solche beförderten ihrerseits wieder den Geschmack an den schönen Wissenschaften. Das Lesebedürfnis stieg, man fing an, sich zu Lesegesellschaften zusammenzutun. Die Freude am Besitz von Büchern nahm zu, und einige Privatleute brachten es zu ansehnlichen Bibliotheken. Im geselligen Verkehr begannen literarische und sonstige künstlerische Gegenstände eine Rolle zu spielen. In der Hauptsache genoß nur Stuttgart diese Vorzüge und in beschränktem Maße noch Ludwigsburg, die zweite Residenz des Landes, die Universitätsstadt Tübingen weit weniger, und die kleineren Städtchen wurden vollends nur sehr langsam und in verdünnten Portionen der neuen Bildungselemente teilhaftig. In Stuttgart taten geachtete und vielseitig gebildete Männer ihre Häuser für einheimische und auswärtige Gäste auf und gaben Gelegenheit zum Austausch mannigfacher geistigen Güter. So fanden bei dem herzoglichen Hof- und Domänenrat Johann Georg Hartmann (1731—1811), der sich auch durch weithin geschätzte Publikationen über Pferdezucht und eine württembergische Geseßsammlung schriftstellerisch verdient gemacht hat, künstlerische Bestrebungen jeder Art eine Heimstätte. Hier gingen die Stuttgarter Gelehrten, Dichter, Künstler aus und ein; hier konnte man Schubart musizieren und politisieren hören. Die Beziehungen des wackeren Hartmann reichten über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus. Lavater hieß er seinen Freund, mit Goethe stand er bei dessen erstem Stuttgarter Aufenthalt im September 1779 im vertrauten Verkehr und diente dem berühmten Gaste als Führer durch die Residenz und ihre Umgebung. Mit dem Hartmannschen Hause begann in den letzten Jahren Karl Eugens das des Kaufherrn Gottlob Heinrich Rapp sowie des nachmaligen Obertribunalpräsidenten Eberhard Friedrich Georgii in der Pflege idealer Güter zu wetteifern; beide sollten in einer späteren Epoche zu Mittelpunkten des württembergischen Geisteslebens heranwachsen.

Bei der Enge des damaligen Stuttgart stand natürlich alles, was irgendwie Anspruch auf geistige Bedeutung erhob, in nahen persönlichen Beziehungen untereinander. Die Zahl der ansässigen Dichter, Schriftsteller, Gelehrten war nicht eben groß. Noch nicht zog ein blühender Verlagshandel, wie ein Menschenalter nachher, Literaten jeder

Art aus allen deutschen Landschaften herbei. Aber doch fehlte es nicht an vorübergehenden Besuchern von Ansehen und Namen. Wer zu den Alpen oder über das Schneegebirge nach dem Süden pilgerte, machte gerne einen Abstecher nach dem Schwabenland und seiner Hauptstadt; die liebliche Natur lockte an, und der wachsende Ruf von Karls wissenschaftlich-künstlerischen Schöpfungen und Bestrebungen bildete ein weiteres Reizmittel. Außer Goethe und Lavater treffen wir unter andren in Stuttgart den von Goethe verspotteten eitlen Schönggeist Franz Leuchsenring, der auch den Regimentsfeldscher Schiller in dessen Räuberhöhle aufgesucht hat, den trefflichen Göttinger Historiker Ludwig Timotheus Spittler, einen geborenen Württemberger, auf den der Intendant Seeger im herzoglichen Auftrag achtgeben mußte, daß er nicht die „guten jungen Professoren und Lehrer der Karlschule verführe“, Lessings Freund und Kampfgenosse Nicolai. Letzterer weilte dort vom 20. bis 22. Juli 1781. Erst anderthalb Jahrzehnte später erschienen die Württemberg betreffenden Bände seines bekannten großen Reiseverkes. Das Buch, das eine Fülle treffender Beobachtungen und Bemerkungen enthält, erregte im Lande großes Aufsehen. Während die geistlichen Kreise sich über die scharfe Kritik des fecken Berliners laut entrüsteten, triumphierten die Anhänger der Aufklärung insgeheim. Waren sie es doch selbst gewesen, die während Nicolais Aufenthalt im Ländchen ihn geführt, beraten und so mit dem unentbehrlichen Material versehen, ihm auch in der Folge schriftliche Mitteilungen gemacht hatten.

Im Sommer 1787 kam Friedrich Matthiesson auf der Durchreise nach der Schweiz erstmals nach Stuttgart, das ihm später zur zweiten Heimat werden sollte. Er fand in dem Hartmannschen Hause, mit dessen Sohn August, dem nachmaligen württembergischen Seheimerat und warmherzigen Kunstfreund, er eng befreundet war, gastliche Aufnahme und lernte dort die Koryphäen des Stuttgarter Parnasses kennen. Auch Schubart, der sich noch nicht lange seiner Freiheit erfreute, wurde zu Tisch gebeten. Nach dem Mittagessen zum Klavierspiel und Gesang aufgefordert, willigte er gerne ein; weil es aber ein heißer Tag war, mußte man ihm erlauben, den Rock auszuziehen. Nun setzte er sich ans Klavier und sang Gleimsche Kriegslieder mit einer Begeisterung und Kraft, daß Matthiesson ihn für den Shakespeare der Musik erklärte.

Wohler als in Privathäusern, in denen Schubart seinem nach Ungebundenheit lechzenden Naturell immerhin Zügel anlegen mußte, fühlte er sich in der Kneipe. Wer ihn ganz kennen lernen wollte, mußte ihn hier aufsuchen. Der Gasthof zum Adler auf dem Marktplatz war sein Hauptquartier, wo er mit den lustigen Gesellen seine Abende zu verbringen und zu trinken pflegte, daß ihm — nach seinem eigenen Ausdruck — die Haare dampften. Die jungen schwäbischen Dichter, namentlich Gotthold Stäudlin, Friedrich Haug, Schlotterbeck, waren seine Zechgenossen. Eine Reihe origineller Käuze, die nicht zur Poetenkunst zählten, vervollständigten die lustige Tafelrunde, vor allem der noch heute in den Erinnerungen der Stuttgarter fortlebende Schieferdeckermeister Leopold Baur, eine wahre Fallstaff-Kopie, ein Trinker von nie versiegendem Durst und ein Kraftmensch von nie versagendem grobem Mutterwitz. Er war die Zielscheibe des allgemeinen Mutwillens, und er fügte sich um so leichter in diese Rolle, als er die auf ihn abgeschossenen Pfeile meisterhaft aufzufangen und — wenn auch nur in derber Prosa — zurückzugeben verstand. Schubart und seine Kollegen in Apollo wetteiferten miteinander in Scherzgedichten und Epigrammen auf Baur, und sie brachten es in gereimten Improvisationen zu fabelhafter Fertigkeit. Es herrschte dabei ein fastiger Ton, der sich häufig bis zur Unflätigkeit steigerte. In diese Gesellschaft führte Schubart durchreisende Fremde ein, die ihn besuchten, wie etwa seinen Freund Posselt, der wiederholt von Karlsruhe herüberkam, oder Gottfried August Bürger.

Als Bürger in Stuttgart weilte, stand er im engsten persönlichen Verkehr mit den schwäbischen Dichtern, die ihn alle hochschätzten und vielfach seine Muse als Vorbild

für die ihrige benutzten. Der gefeierte Poet kehrte zum ersten Male im Frühjahr 1790 für ein paar Tage in der württembergischen Hauptstadt ein, um sein „Schwabenmädchen“, die schöne und begabte, aber flatterhafte und genußsüchtige Elise Hahn, die ihre Beziehungen zu ihm höchst poetisch eingeleitet hatte, kennen zu lernen. Im September desselben Jahres kam er wieder und machte mit Elise Hochzeit. Das anderthalbjährige Zusammenleben der beiden gestaltete sich zu einer fürchterlichen Tragödie, der im Frühjahr 1792 die gerichtliche Scheidung ein Ende bereitete. Frau Bürger ist später Schauspielerin geworden und hat eine Anzahl Bühnenstücke verfertigt.

Auch in der Geschichte des Stuttgarter Journalismus hat Schubart Epoche gemacht. Die Rückständigkeit des Schwabentums war in diesem Zweige des Schriftwesens bis



Freiherr Friedrich Karl von Moser

zur Mitte des 18. Jahrhunderts nicht minder auffällig als auf den andern Gebieten; aber auch hierin bahnten sich im Karl Eugenschen Zeitalter erfreulichere Verhältnisse an. Die ersten württembergischen Publizisten von Rang und Ruf waren die beiden Moser, Vater und Sohn, die als fruchtbare staatswissenschaftliche Schriftsteller vielfach populäre Wirkungen angestrebt und in den Bezirk der praktischen Tagespolitik eingegriffen haben. Johann Jakob Moser (1701—1785), Stuttgarter von Geburt, nahm 1751, nachdem er der Reihe nach im In- und Ausland verschiedene angesehenen Stellungen bekleidet hatte, das dornenvolle Amt eines württembergischen Landschaftskonsulenten auf sich. Als unerschrockener, unbeugsamer, unbestechlicher Vorkämpfer der ständi-

schen Rechte gegen die landesherrlichen Vergewaltigungen lud er den Zorn Karl Eugens auf sich und mußte eine fünfjährige Kerkerhaft auf der Festung Hohentwiel über sich ergehen lassen. Moser hat fünf- bis sechshundert Bände geschrieben, darunter mancherlei von mehr populärer Art. Der Schwerpunkt seiner publizistischen Wirksamkeit liegt in seinen Arbeiten über das deutsche Staatsrecht und das europäische Völkerrecht. Er hat sich für seine fachwissenschaftlichen Schriften durchweg der deutschen Sprache bedient: schon allein darum muß sein Name in der Geschichte der vaterländischen Literatur verewigt werden. Johann Jakobs gleichfalls in Stuttgart geborener Ältester, Friedrich Karl Moser (1723—1798), nachmals von Kaiser Joseph II. in den Freiherrnstand erhoben, verbrachte sein arbeitsames Leben teils als unabhängiger Schriftsteller, teils in Diensten des Reichsoberhauptes und verschiedener Reichsfürsten; von 1772—1780 war er hessendarmstädtischer Minister. Er war der echte Sohn seines Vaters, und aus dem Wirken beider spricht ein gemeinsamer Geist. Sie standen einander gleich an Freimut, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe; doch war Johann Jakob fester in seinem Handeln, schlichter in seinem Auftreten, Friedrich Karl mehr heißblütig und leidenschaftlich, stolz und herrschsüchtig. Den tiefen Eindruck, den Johann Jakob durch sein persönliches Vorbild bei dem Freiheit und Recht liebenden deutschen Bürgertum machte, erreichte Friedrich Karl, obgleich bei weitem der geistvollere, nicht. Auch der Sohn widmete seine besten Kräfte der staatswissenschaftlichen Schriftstellerei, deren Höhepunkt sein 1759 erschienenenes Buch

„Der Herr und der Diener“ bezeichnet. Er war noch mehr als sein Vater auf praktische Wirkungen seiner Schriften bedacht, die er in gehobener und stark pathetischer Sprache abfaßte, mitunter sogar poetische Einkleidung und Darstellung wählend. Die deutschen Fürsten und das deutsche Volk wollte er sittlich erheben, die politischen und sozialen Zustände im Vaterlande der Besserung entgegenführen. Er betrachtete, gleich seinem Vater, die Religiosität als das zuverlässigste Heilmittel. Beide waren geschworene Feinde aller freigeistigen und rationalistischen Bestrebungen, beide wurzelten mit ihren Lebensanschauungen in den pietistischen Kreisen ihres engeren Heimatlandes.

Die übrigen schwäbischen Publizisten, die durch ihre Feder Einfluß auf die deutsche Bildung gewonnen haben, entstammen nicht dem altwürttembergischen Herzogtum. So die Ulmer Thomas Abbt und Johann Michael Asprung, der Hohenloher August Ludwig Schlözer. In Württemberg selbst wirkten eine Anzahl kleinerer Geister, die in ihrer Gesamtheit immerhin der fortschreitenden Geisteskultur gute Dienste leisteten. Unter ihnen ist der schon als Mitarbeiter des Stäudlinschen Musenalmanachs erwähnte Friedrich Bernritter eine charakteristische Erscheinung. Von harmlos launigen Parodien und Scherzgedichten ging er zu satirischen Sittenschilderungen in Prosa über und erwarb sich durch seine „Wirtembergischen Briefe“, „Reden und Dialogen“, „Anekdoten aus Schwaben“ in seiner engeren Heimat einen gewissen Ruf. Er geißelt die Torheiten und Schlechtheiten verschiedener Stände, wobei er die Farben sehr dick aufträgt. Neben Fällen von typischer Bedeutung werden auch allerhand Klatschgeschichten und derbe Schwänke aufgetischt, wie man sie sich damals mündlich im Lande erzählen mochte. Jedenfalls werfen Bernritters Schriften kein günstiges Licht auf die Sitten des Karl Eugenschen Zeitalters, und besonders bedenklich muß es stimmen, daß dieser altwürttembergische Satiriker seine Geschichtchen ohne Spur sittlicher Entrüstung, vielmehr mit vergnüglichem Schmunzeln vorträgt.

Der Journalismus im engeren Sinn, die Zeitungsschreiberei, ist ein literarisches Gebiet, dem die natürliche Begabung der Schwaben von jeher wenig zugeneigt hat. Denn hier erzielten Gewandtheit und Beweglichkeit günstigere Ergebnisse als Gründlichkeit und Tiefe. Es hat denn auch bis in die jüngste Gegenwart nur eine beschränkte Anzahl Schwaben gegeben, die sich als Journalisten einen bedeutenden Namen gemacht haben. Die periodische Presse Württembergs fristete bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein nur ein kümmerliches Dasein, während doch anderwärts bereits der emporstrebende Geist der Aufklärung Zeitungen, die auf die Volksbildung Einfluß gewannen, in Menge entstehen ließ. Das besserte sich erst gegen Schluß der Regierung Herzog Karls, da aber um so rascher und gründlicher. Schon gegen Ende des Jahrhunderts konnte man Klagen über die Sintflut von Journalen, die das Land überschwemmen, vernehmen, während ein Menschenalter früher höchstens entgegengesetzte Beschwerden laut geworden waren. Irgendwelche Bedeutung für die Poesie haben übrigens die württembergischen Tagesblätter des 18. Jahrhunderts, die von einem Feuilleton noch nichts wußten, weder nach der produktiven noch nach der kritischen Seite hin gehabt, man mußte ihnen denn die Gelegenheitsgedichte, denen ihre Spalten sich öffneten, zum literarischen Verdienste anrechnen.

Während der ganzen Regierungsperiode Herzog Karls beschränkte sich das Erscheinen politischer Blätter auf die Landeshauptstadt. Wissenschaftliche Organe gingen sowohl von dieser als von der Universitätsstadt Tübingen aus. Von Balthasar Haugs Zeitschriften, von Schillers kurzlebigen „Wirtembergischen Repertorium der Litteratur“ ist schon die Rede gewesen. Unter ein paar weiteren Blättern, die dem Wissen und der Unterhaltung durch buntes Vielerlei dienen wollten, aber es über wenige Jahrgänge nicht hinausbrachten, erregen die im Mäntlerschen Verlage zu Stuttgart 1775/81 er-

schienenen „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen“ trotz ihrer geringen Bedeutung darum unsre Aufmerksamkeit, weil, wie in einem früheren Kapitel näher ausgeführt worden ist, gleichfalls Schiller an ihrer Redaktion im Jahre 1781 beteiligt war. Eigentümlichen Wert hatte ein Unternehmen, das Philipp Wilhelm Sottlieb Hausleutner (1754—1820) aus Neuenstadt a. d. Linde ins Leben rief. Er lehrte von 1780 bis 1794 klassische Philologie an der Karlschule und wurde dann Registrator am Aktendepot in Stuttgart. Er schrieb und übersezte mancherlei, auch einige italienische Operntexte. 1788 begründete er das „Schwäbische Archiv“, von dem bis 1793 sieben Stücke in zwei Bänden herauskamen. Die Poesie war darin ausgeschlossen; geschichtliche, kulturgeschichtliche, biographische und topographische Aufsätze wechselten miteinander ab; die Statistik nahm einen breiten Raum ein. Schade, daß dieser verdienstvollen Zeitschrift, die als Vorläufer der Württembergischen Jahrbücher für Statistik und Landeskunde betrachtet werden darf, keine längere Dauer beschieden war. Im letzten Drittel des Jahrhunderts kamen auch Fachblätter in Stuttgart wie Tübingen auf, die verschiedensten gelehrten und praktischen Wissensgebiete umfassend. Das erste Musikjournal in Württemberg gab Zumsteeg 1784 heraus, das erste Modejournal erschien 1793 in Stuttgart. Schon tauchte auch reine Unterhaltungsware auf, wie die 1790 begründete, zuerst von der Expedition des Beobachters verlegte und bei den Gebrüdern Mäntler gedruckte, jahrs darauf in den Besitz der J. S. Cottaschen Buchhandlung übergegangene Zeitschrift „Amaliens Erholungstunden, Deutschlands Töchtern geweiht von Marianne Ehrmann“. 1793 trat an die Stelle dieser eine ähnliche, gleichfalls vom Cottaschen Verlag unternommene Monatschrift: „Flora, Deutschlands Töchtern geweiht von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts“. Die Hefte wurden im handlichen Oktavformat ausgegeben und fügten sich von Vierteljahr zu Vierteljahr zu hübschen Bändchen zusammen, die sich weit bequemer der Bibliothek einreihen ließen als unsre heutigen schwer beweglichen Familienblätter. Erzählungen, Skizzen, Anekdoten, belehrende Aufsätze, Gedichte, Aphorismen, Bücheranzeigen wechselten miteinander; in der „Flora“ wurde auch eine Rubrik „Modeneuigkeiten“ eingeführt. Die Herausgeberin von „Amaliens Erholungstunden“ leistete dafür die meisten Beiträge; die übrigen Mitarbeiter pflegten nach der übeln Zeitsitte nur mit Chiffren oder Vornamen zu zeichnen. Zierliche Titeltupfer und Notenbeilagen schmückten diese ihrer Gestalt und ihrem Wesen nach mehr den damaligen Almanachen als den modernen Zeitschriften ähnelnden Bändchen.

Der glänzendste Journalist, den das Karl Eugensche Zeitalter hervorgebracht hat, Ludwig Wehrlin (1739—1792), wirkte ganz außerhalb seiner württembergischen Heimat. Der Pfarrerssohn aus Bothnang entzog sich dem ihm durch seine Familie aufgedrängten Schreiberberufe 1766 durch die Flucht und führte fortan ein abenteuerliches, an aufregenden und aufreibenden Kämpfen reiches Publizistendasein. Er begann mit pikanten Reiseschriften, deren blühender Feuilletonstil für die damalige Zeit etwas Neues war: „Denkwürdigkeiten von Wien“ und „Des Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland“. In Wördlingen redigierte er eine Zeitlang die politische Zeitung „Das Felleisen“. Von dort, wie früher aus Augsburg, vertrieben, lebte er fortan unter dem Schutz des freisinnigen und gebildeten Fürsten Kraft Ernst zu Öttingen-Wallerstein, zuerst im Dorfe Baldingen, später auf Schloß Hochhaus. Es war die Glanzzeit der Schriftstellerlaufbahn Wehrlins, der damals der Reihe nach vier angesehene, einflußreiche und vielgelesene Journale herausgab: zwölf Bände „Chronologen“, das „Graue Angeheur“ in 31 Hefen, sechs Bände „Hyperboreische Briefe“ und zwei Bände „Paragrafen“. Aus allen diesen Zeitschriften weht derselbe Geist, wenn auch die eine rücksichtsloser, die andre unter dem Zwang der Verhältnisse oder der Zensur zahmer

gehalten ist, wenn sich auch diese mehr auf das politische und soziale Gebiet beschränkt, jene Literatur und Kunst mit in den Kreis ihrer Betrachtungen zieht. Die Aufklärung war das Licht, dem Wehrlin selbst folgte, und das er unter den Deutschen verbreiten wollte. Er griff alle Fortschritte des Zeitalters rasch auf und suchte auch seinem Publikum zu ihrem raschen Verständnis zu verhelfen. Er war freisinnig und freigeistig, dabei aber im Grunde genommen eher aristokratisch als demokratisch gesinnt. Er erörterte mit Kühnheit alle politischen, staatsrechtlichen, wirtschaftlichen Gegenstände, beleuchtete aus Anlaß praktischer Fälle wichtige prinzipielle Fragen, wie die Berechtigung der Todesstrafe, von allen Seiten, machte es sich zur Aufgabe, jede Schlechtigkeit und Dummheit an den Tag zu bringen, wobei es natürlich nicht ohne Zänkereien aller Art abging. Eine Anzahl fähiger Köpfe arbeiteten anonym an seinen Veröffentlichungen mit. Er selbst verfügte über umfassendes Wissen, zog aber vor allem durch seine natürlichen Talente die Leser an. Er war der geborene Feuilletonist: witzig, geistreich und unterhaltsam, leicht und elegant in der Darstellung. Seiner Person bleibt freilich die Achtung versagt, die seine erspriessliche publizistische Wirksamkeit abnötigt. Ihm mangelten ein zuverlässiger Charakter, feste Grundsätze und Wahrheitsliebe, und diese sittlichen Gebrechen ließen auch in seinen politischen und sonstigen Anschauungen keine Gleichmäßigkeit aufkommen. In den letzten Monaten seines Lebens gab er in dem kurz vorher preußisch gewordenen Ansbach eine „Ansbacher Blätter“ betitelte Zeitung heraus.

Während so das Karl Eugensche Württemberg seinen fähigsten Journalisten an das Ausland abtreten mußte, erhielt es wenigstens für vier Jahre einen Ersatz, auf den es nach den Rechten der Geburt keinen Anspruch hatte: Schubart. Er und Wehrlin ähneln sich in mancher Hinsicht. Auch Schubarts Charakterbild ist von häßlichen Flecken getrübt, doch erscheint er als Mensch weit lebenswürdiger. Als bald nach seiner Niederlassung in Stuttgart traf er die Vorbereitungen zur Fortsetzung seiner Chronik, über deren äußere Geschichte schon an anderer Stelle berichtet worden ist. Die bei der zunehmenden Verwicklung der politischen Lage doppelt schwierige Redaktion zog ihm Widerwärtigkeiten aller Art zu. Die Beschwerden von Fürsten, Prälaten und Reichsstädten häuften sich, und sie trugen von seiten des Herzogs, der nichts so sehr als diplomatische Verwicklungen scheute, dem unvorsichtigen Redakteur Verwarnungen, Verweise und Drohungen ein. Überdies brachte ihn die Revolution, für deren große Bestrebungen und Errungenschaften er glühte, bald ins Gedränge zwischen Freiheits- und Vaterlandsliebe. So gelang es ihm nicht, seiner Chronik eine feste Haltung zu geben. Auch war er älter geworden und hatte durch die Leiden der langen Gefangenschaft viel von seiner geistigen Spannkraft eingebüßt. Die Worte strömten ihm nicht mehr so unmittelbar wie in der schönen Ulmer Zeit aus übervollem Herzen, und seine Schreibart hatte von ihrer alten Frische viel verloren. Oft genug mochte ihm die Fertigstellung des Blattes auf den rechten Tag eine drückende Last sein, die er jedoch nicht abschütteln konnte, weil er aus den Einnahmen der Chronik einen Teil seines Lebensunterhalts bestritt. Trotz dieser Einschränkungen tat die Zeitung noch immer in Württemberg und weit darüber hinaus starke Wirkung. Schubart war eben doch Schubart geblieben, und die Klaue des Löwen kam immer wieder zum Vorschein. Mochte er sich mit Seiltänzerkunststücken auf dem hohen politischen Drahtseil abmühen, in Widersprüche verwickeln, heute dies, morgen jenes behaupten, je nachdem ihn seine Gewährsmänner und das Viertelhundert Blätter, das er sich hielt, bedienten: häufig traf er doch den Nagel auf den Kopf, weil er eben — bei allen seinen Schwächen — das Herz auf dem rechten Fleck trug. Vor allem benutzte er nach wie vor jede Gelegenheit, für deutsche Gesinnung zu eifern, seinen Landsleuten nahe und ferne Beispiele von Tüchtigkeit vorzuhalten, sie vor Nachäfferei fremder Modetheiten zu warnen. Er hat unter schwierigen Verhält-

nissen, soweit es in seinen Kräften stand, an der Stärkung und Vertiefung des deutschen Nationalbewußtseins mitgearbeitet, und das soll ihm unvergessen bleiben.

Einer der eifrigsten Anhänger und Förderer der Chronik war Gotthold Stäudlin. Im Oktober 1791 nach Schubarts Tod bot er sich dessen Witwe als Herausgeber an, und es kam ein Vertrag zustande, der ihm ein Viertel des Gewinnes, den Rest der Schubartschen Familie überwies. Ludwig Schubart, der auch schon seinen Vater mit Korrespondenzen versehen hatte, unterstützte Stäudlin in der Redaktion der Zeitschrift, bis ihm in seiner Eigenschaft als preußischer Legationssekretär die Beteiligung daran im September 1792 untersagt ward. Stäudlin, nun völlig auf sich selbst gestellt, zeigte sich der Aufgabe nicht gewachsen. Wohl gab er sich redliche Mühe, die Chronik im Geist und Ton ihres Begründers fortzuführen, aber es fehlte ihm schon an dem für ein solches Unternehmen unerläßlichen eisernen Bestand von gründlichen Kenntnissen aus den verschiedensten Wissensgebieten. Dazu kam, daß die Politik nachgerade alle übrigen Interessen verschlang. Seine allzu feuerige Begeisterung für das revolutionäre Frankreich in einem Stadium der politischen Entwicklung, da nicht bloß das offizielle Deutschland, sondern auch viele liberal denkende Patrioten jenem offene Freundschaft erklärt hatten, stieß viele Leser ab. Die Zahl der Abonnenten ging denn auch rasch zurück; im Frühjahr 1793 wurde die Chronik vom Wiener Reichshofrat verboten, und bald darauf hörte ihr Erscheinen ganz auf.

Die Art und Weise, wie Stäudlin die Chronik geleitet hatte, gab auch seinem persönlichen Schicksal eine verhängnisvolle Wendung. Erst nach dem Regierungsantritt Herzog Ludwig Eugens, der strengere Grundsätze als sein Vorgänger zur Anwendung brachte, fiel gegen ihn der entscheidende Schlag. Im Herbst 1793, als er sich mit neuen literarischen Plänen trug und namentlich auf das kommende Neujahr eine Zeitschrift „Kalliope“ herausgeben wollte, erhielt er von der Regierung den Rat, das Land zu verlassen, da er als enragerter Jakobiner durchaus auf keine Versorgung rechnen dürfe. Nach einer Periode unsteten Umherschweifens ließ er sich im Dezember 1794 zu Lahr im Breisgau nieder und begründete dort ein politisches Journal „Klio“, dem indessen nur eine kurze Dauer beschieden war. Nichts wollte dem Unglücklichen mehr glücken. Vergebens suchte er sich den Weg zur Rückkehr in die Heimat zu bahnen, bat um Übertragung einer Oberamtmannsstelle. Schulden, Nahrungsorgen, Schmerz über ein verpfushtes Dasein brachen völlig den Lebensmut des einst so heiter veranlagten Mannes und trieben ihn zur Tat der Verzweiflung. Er ertränkte sich — zwischen dem 11. und 17. September 1796 — in den Fluten des Rheins nahe bei Straßburg. Die Kunde des schrecklichen Ereignisses rief Stäudlins schwäbischen Landsleuten wieder den lebenswürdigen Menschen und viel bewunderten Dichter ins Gedächtnis zurück und erweckte lebhafteste Teilnahme. Vielfach betrachtete man ihn als ein Opfer seiner politischen Ideale.

Die letzten Stuttgarter Tage Stäudlins fallen zeitlich mit dem ersten und letzten Besuche zusammen, den dessen ehemaliger Gegner Schiller seit seiner Flucht Württemberg abgestattet hat. Schiller hatte ja stets Beziehungen zur Heimat unterhalten, wo er nicht nur die teuern Eltern und Geschwister, sondern auch manchen lieben Jugendfreund zurückgelassen hatte. Die Stuttgarter beschäftigten sich nach seiner Flucht lebhaft mit seinen Schicksalen und setzten über ihn die abenteuerlichsten Gerüchte in Umlauf. Er halte das Stuttgarter Publikum immer in Atem, schrieb ihm Rudolf Zumsteeg am 11. Oktober 1783. Als Schiller die Rheinische Thalia ankündigte, bemühten sich Scharffenstein, Lempp und andere Schwaben, ihm Subskribenten dafür zu gewinnen. Ein reger Briefwechsel hielt ihn über alles, was in der Heimat vorging, auf dem Laufenden; Schwaben, die nach dem Norden kamen, oder Sachsen, die sich vorübergehend im Süden aufgehalten hatten, brachten ihm mündliche Nachrichten. Wie sehr er geistig mit seiner

württembergischen Heimat noch zusammenhing, mag auch der Umstand beweisen, daß er Stoffe aus ihrer jüngsten Vergangenheit zweimal novellistisch verarbeitet hat: in „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ die Unglückslaufbahn des berüchtigten „Sonnenwirtle“ Friedrich Schwan und in „Spiel des Schicksals“ das wechselvolle Los seines Taufpaten, des Generals Rieger. Durch einen Besuch, den ihm im Herbst 1792 die Mutter und die jüngste Schwester Nanette in Jena abstatteten, wurde die Sehnsucht nach den Stätten seiner Jugend und nach den dort weilenden Seinigen mächtig in ihm erregt, und da es die äußeren Verhältnisse erlaubten, unternahm er, noch Konvaleszent und der Schonung gar sehr bedürftig, mit der Gattin, die ihrer ersten Entbindung entgegenjah, im Sommer 1793 die Reise. Zunächst hielt er sich in der Reichsstadt Heilbronn auf, siedelte am 8. September nach Ludwigsburg und Mitte März 1794 nach Stuttgart über, um am 6. Mai wieder nach Jena abzureisen. Schiller war während seinem Aufenthalt im Lande Zeuge großer Ereignisse, des Regierungswechsels sowie der Aufhebung der Karlschule. Seine Urteile über den heimgegangenen Karl Eugen lauteten, wie wir schon oben vernommen haben, widerspruchsvoll; den Untergang des Instituts, dem er seine Erziehung verdankt hatte, bedauerte er aufrichtig. Er rühmte der Akademie in einem Brief an Gottfried Körner vom 17. März 1794 nach, daß sie „ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse“ unter den Einwohnern Stuttgarts verbreitet habe. Überhaupt zwang ihm der Stand der Geisteskultur in der württembergischen Hauptstadt Achtung ab. „Die Künste blühen hier“, heißt es weiter in dem soeben erwähnten Schreiben, „in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade, und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert. Eine Lesegesellschaft ist hier, welche des Jahres 1300 fl. aufwendet, um das Neueste aus der Literatur und Politik zu haben. Auch ist hier ein passables Theater mit einem vortrefflichen Orchester und sehr gutem Ballett.“ Anfangs freilich ließ ihm die Erinnerung an die schöngeistigen Kreise in Weimar-Jena manches in ungünstigem Licht erscheinen, und es währte geraume Zeit, bis er sich wieder in die ungelentere schwäbische Art hineinfand. Auch an den Jugendfreunden hatte er allerlei auszusetzen. „Von meinen alten Bekannten“, äußerte er sich gegen Körner am 4. Oktober 1793, „sehe ich viele, aber nur die wenigsten interessieren mich. Es ist hier in Schwaben nicht so viel Stoff und Gehalt, als du dir einbildest, und diesen wenigen fehlt es gar zu sehr an der Form. Manche, die ich als helle, aufstrebende Köpfe verließ, sind materiell geworden und verbauert. Bei einigen andern fand ich noch manche der Ideen in Gang, die ich selbst ehemals in ihnen niederlegte: ein Beweis, daß sie bloße Gefäße sind.“ Bald aber betrachtete er doch die alten Freunde mit andern Augen. Er verkehrte viel und gern mit Hoven, der Arzt in Ludwigsburg war, mit Konz, von dem er urteilte, daß er sich sehr verbessert habe, mit Petersen und mit Haug. Durch Vermittlung des letztern wurde er in folgenreiche Verbindung mit Johann Friedrich Cotta in Tübingen gebracht. Auch Gotthold Stäudlin nahte sich mit der Friedenspalme. Er hatte sich allmählich in einen aufrichtigen Bewunderer Schillers umgewandelt und benutzte jede Gelegenheit, davon offenes Zeugnis abzulegen. Als im Juni 1791 die falsche Kunde von Schillers Tod durch Deutschland lief, verlieh Stäudlin seiner Freude darüber, daß das Gerücht gelogen habe, poetischen Ausdruck und nahm die Verse in seine poetische Blumenlese fürs Jahr 1793 auf. Dieses Gedicht führte eine persönliche Wiederannäherung zwischen den beiden ehemals verfeindeten Poeten herbei. Sie wechselten freundliche Briefe und begegneten einander von Angesicht zu Angesicht. Stäudlin empfahl damals an Schiller, der die Hofmeisterstelle bei Frau von Kalb zu vergeben hatte, seinen Schützling Hölderlin, bat jenen um Beiträge für seine beabsichtigte Zeitschrift „Kalliope“ und stellte dafür



seine Mitarbeiterschaft an der „Thalia“ in Aussicht. Besondern Wert legte Schiller auf die Bekanntschaft mit Matthijson, über dessen Gedichte er bald darauf seine berühmte, allzu günstige Rezension abfaßte. Ferner hatte er mit dem katholischen Hofprediger Benedikt Maria Werkmeister näheren Umgang, mit dem ihn namentlich das gemeinschaftliche Interesse an der Kantschen Philosophie verband. Im übrigen, meinte Schiller, gebe es in Stuttgart „unter der gelehrten Klasse mehr Mittelköpfe als vorzügliche Genies, wobei man sich aber nicht immer schlimmer befindet“. Fast noch gewinnreicher als der Verkehr mit den Literaten gestaltete sich für ihn der mit den bildenden Künstlern. An dem treuherzigen Dannecker, seinem Jugendfreund, hatte er besondere Freude. „Ein wahres Kunstgenie, den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Sein Umgang tut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm.“ So schrieb Schiller damals. Und Dannecker begann jene Büste zu modellieren, die für alle seine berühmten Schillerbildnisse die Vorlage geworden ist. Auch mit den Bildhauern Hetsch und Scheffauer sowie mit dem kunstverständigen Kaufherrn Sottlob Heinrich Rapp unterhielt Schiller Verbindung, ferner mit der Malerin Ludovike Simanowiz, die ihn und alle seine Angehörigen der Reihe nach porträtierte, den Komponisten Rudolf Zumsteeg, seinen Mitzögling von der Akademie her, nicht zu vergessen. Er bereute nur, nicht früher schon das vereinsamte Ludwigsburg mit Stuttgart vertauscht zu haben, wo sich „gute Köpfe aller Art und Hantierung“ zusammenfanden. Und als Ende März ein Frühling seinen Einzug hielt, wie man ihn, um mit Schiller selbst zu reden, seit Menschengedenken nicht so früh und hoffnungsvoll erlebt hatte, bei einem Wetter, das „ganz ohne Beispiel schön und heiter war,“ da genoß er von dem Gartenhaus aus, das er bewohnte, die Blütenpracht und „den ganzen Einfluß des wieder auflebenden Jahres“, so daß er auch mit seiner Gesundheit zufriedener war als je. Und in Stuttgart schritt die Ausarbeitung seines Planes zum Wallenstein rüstig vorwärts, wie er in Ludwigsburg eine Anzahl seiner ästhetischen Briefe an den Herzog von Augustenburg geschrieben hatte und auch sonst literarisch nicht ganz untätig gewesen war. So verlief der Aufenthalt Schillers in seiner schwäbischen Heimat durchaus harmonisch und brachte ihm mannigfachen Gewinn, wie natürlich der persönliche Umgang mit ihm auch an den gelehrten und künstlerischen Kreisen Stuttgarts nicht spurlos vorüberging.

Schillers Besuch in Württemberg bildet zugleich einen würdigen Abschluß der dortigen Geschichte der schönen Literatur im Zeitalter Karl Eugens. Wir schauen auf ein halbes Jahrhundert lebhaftester Bewegung, reichster Entwicklung zurück. Wir haben zu der Zeit, da der Herzog die Regierung übernahm, sein Land, um Schubarts Ausdruck zu wiederholen, als eine „poetische Wüstenei“ angetroffen, während im übrigen Deutschland längst schon jenes frohe Regen vielfältiger Kräfte begonnen hatte, das die nationale Dichtkunst rasch zum Gipfel emporführte. Wir haben dann gesehen, wie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts im Herzogtum Württemberg das Versäumte mit Riesenschritten nachgeholt, mit dem Norden Fühlung genommen und in den geistigen Wettbewerb der deutschen Stämme entschlossen und erfolgreich eingetreten wurde, wie auf württembergischen Boden einer der beiden Vollender unsrer klassischen Literatur erwuchs, Friedrich Schiller, der den schwäbischen Namen in der Fremde zu höchsten Ehren gebracht hat. Im Lande selbst fand die klassische Literatur wachsende Teilnahme und Verbreitung und wirkten an ihrem Ausbau eine Anzahl mittlerer Talente<sup>19)</sup> mit, die freilich später den Klassizismus zu einseitiger Auffassung und Kunstübung erstarren ließen. Da füllte die aufblühende Romantik die alten Gefäße mit neuen Lebenssäften. Ein Württemberger, der junge Hölderlin, auf der Grenzscheide zwischen zwei Welten stehend, verband mit der glühendsten Begeisterung für das Hellenentum die charakteristischen Merkmale romantischen Wesens und romantischer Anschauungen. Die tief eingewurzelte Achtung

vor den klassischen Idealen bewahrte später auch die bewußten schwäbischen Romantiker, Uhland und Kerner mit ihren Anhängern und Nachfolgern, vor den Auswüchsen der Richtung. Wohl haben wir damit zeitlich bereits über die Epoche Herzog Karls hinausgegriffen: aber die genannten Häupter der württembergischen Romantik sind wenigstens noch unter ihm geboren, haben unter ihm die ersten Kindheitsjahre verlebt, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß beispielsweise in Justinus Kerners Knabenphantasie noch die verblichene Herrlichkeit des Karl Eugenschen Ludwigsburg hereingespielt hat. Haben auch in erster Linie allgemeine, für ganz Deutschland gültige Verhältnisse diese ganze Entwicklung bedingt, so ist auf sie im einzelnen die spezifische Geisteskultur des Karl Eugenschen Zeitalters doch nicht ohne Einfluß geblieben. Unmittelbar hat ja, wie oben ausgeführt worden ist, leider der Fürst, der für andre Künste und für die Wissenschaften ein empfängliches Herz und eine offene Hand gehabt hat, für die Förderung der deutschen Dichtkunst so gut wie nichts getan.

## V.

Es erübrigt noch, die Geschichte des Kirchenliedes im Karl Eugenschen Württemberg einer kurzen Betrachtung zu unterziehen. Die religiöse Lyrik ist eine Unterart der Lyrik, die mit ihren Schwestern ästhetisch gleichberechtigt erscheint, wenn sie den frommen Empfindungen eines in das Walten Gottes oder anderer höheren Mächte versunkenen Gemüts entspringt. Sobald aber die Absicht, eine Gemeinde zu erbauen und gottesdienstliche Einrichtungen zu unterstützen, sich in den Vordergrund schiebt, das religiöse Gedicht zum Kirchenlied wird, muß uns diese Gattung der Lyrik nur noch als eine im Verhältnis zu den übrigen untergeordnete erscheinen, und zwar um so mehr, je weiter der künstlerische Zweck hinter dem kirchlichen zurücktritt. Das geistliche Lied, als Dienerin fremder Mächte, der Religion und ihrer kirchlichen Erscheinungsformen, aufgefaßt, erscheint grundsätzlich von der weltlichen Poesie geschieden, wengleich die Grenzen zwischen beiden Reichen offene sind und wir da und dort vielfach denselben Persönlichkeiten begegnen. So haben auch Huber, Balthasar Haug, Schubart, Stäudlin, Neuffer und andre Schwaben, die wir als weltliche Dichter des Zeitalters kennen gelernt haben, daneben in größerem oder kleinerem Maß religiöse Gedichte verfaßt, von denen einige sogar in die Kirchengesangbücher aufgenommen worden sind. Andre haben umgekehrt ausschließlich oder doch vorzugsweise der geistlichen Muse gehuldigt, und ihnen hat in der Regel mehr die fromme Tendenz als der innere Drang zur Poesie zu ihren Erzeugnissen verholfen.

Als Herzog Karl die Herrschaft übernahm, befand sich die geistliche Poesie in Württemberg noch so gut wie ganz in den Händen der Pietisten. Das Land, von jeher eine Hochburg des Pietismus, war jetzt noch dessen letzte Zufluchtsstätte, und der Herzog sorgte, wenigstens in seiner ersten Regierungshälfte, ohne es zu wollen, selbst dafür, daß diese religiöse Richtung nicht so rasch ausstarb. Der schwere Druck, der auf dem Volke lastete, ließ es die Blicke nach oben richten und in inniger Herzengemeinschaft mit dem himmlischen Erlöser, in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits Ersatz für das irdische Elend suchen. Die kunstlos schlichte, aber ihre besondern Zwecke erfüllende Liederdichtung der Pietisten hatte noch in den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts großen Umfang. Ihre Hauptvertreter, deren Wirksamkeit sich aus einem frühern Zeitalter in das Karl Eugens erstreckt hat, sind bereits früher namhaft gemacht worden. Zu ihnen gesellten sich noch einige weitere, darunter die beiden Moser. Johann Jakob entfaltete eine außerordentliche Fruchtbarkeit als Liederdichter, zumal während seiner Gefangenschaft auf dem Hohentwiel. 1766/67 veranstaltete er eine zweibändige Ausgabe von 1190 Stücken, die zwar von echter Frömmigkeit durchdrungen,

aber poesielos und in der Form ungelent sind. Friedrich Karl von Moser begnügte sich mit einer bescheidenen Anzahl sorgfältiger ausgearbeiteter Lieder, die er in zwei kleinen Sammlungen niederlegte. Philipp Friedrich Rieger, der vom Grafen Montmartin gestürzte Günstling Karl Eugens, später wieder zu Gnaden angenommen und als Kommandant auf der Festung Hohenasperg eingesetzt, trug schon in den Tagen des Glücks eine äußerliche Frömmigkeit zur Schau, die, solange er im Hohentwieler Kerker schmachtete, sich verstärkte, aber nicht verinnerlichte und zu seiner Hartherzigkeit in widerwärtigem Gegensatz stand. Seine Kirchenlieder sind bis auf ein Passionslied verschollen. Übrigens bereicherte Rieger gelegentlich auch die höfische Poesie. Als letzte Sänger des altwürttembergischen Pietismus sind Johann Ferdinand Seiz (1738—1793) aus Lombach, Stadtpfarrer in Sindelfingen, und Karl Friedrich Hartmann (1743—1815) aus Adelberg, Prediger und Professor an der Karlschule, dann Pfarrer und Dekan an verschiedenen Orten, zu erwähnen. Eine mehr vermittelnde Haltung nahm Christian Gottlieb Söz (1746—1803) aus Hengen ein: in seinen 1785 erschienenen „Geistlichen Oden und Liedern“ suchte er bibelgerechte Haltung mit den ästhetischen Anforderungen der Neuzeit zu vereinigen. Als Pfarrer von Plieningen wurde er von dem im benachbarten Hohenheim residierenden Herzogspaare vertrauten Umgangs gewürdigt.

Inzwischen hatte sich im Reiche draußen der Umschwung in der geistlichen Liederdichtung längst vollzogen. Wohl hielten im Anfang unsrer klassischen Literaturepoche die führenden Geister aus innerem Bedürfnis und Überzeugung an einem lebendigen Christentum fest und stimmten ihre Leier zum Preise des Höchsten: aber doch bildete sich unter ihrem Einfluß das alte Kirchenlied in einer seinen Traditionen und Zwecken widersprechenden Weise um. Früher hatte es als Ausdrucksmittel strenger Bibelgläubigkeit oder doch innigen Verkehrs mit einem persönlichen Gotte gedient: jetzt wurde es zum Morallied, das die Vernunft auf den Thron der Phantasie erhob und vor allem Übung in praktischer Tugend einschärfte, oder zum religiösen Naturlied, das Gott durch die Vermittlung seines Schöpfungswerkes verehrte und in einem Übermaß von Empfindungen schwelgte. Im weiteren Verlaufe der Entwicklung, als sich Wieland und Lessing, Goethe und Schiller an die Spitze stellten, und als sich der Sieg der durch die Wolffsche Philosophie emporgekommenen rationalistischen Richtung entschied, geriet die geistliche Dichtung, Talenten dritten Ranges überantwortet, vollends in Zerfall. Nüchterne Lehrhaftigkeit verband sich mit frostigem Pathos. Wie der Gehalt mußte sich auch die Form der Kirchenlieder dem Zeitgeschmacke fügen. Man wollte auch auf diesem Gebiete die modernen ästhetischen Errungenschaften zur Geltung bringen, und so wurde die schlichte und naive Bibelsprache, die dem allgemeinen Verständnis angepaßt war, mehr und mehr durch eine feinere und vornehmere, aber eben nur den Gebildeten geläufige Ausdrucksweise ersetzt. Ja, man begann sogar die alten Kernlieder im neuen Zeitgeschmacke umzudichten, durch welche vermeintlichen Verbesserungen die meisten ihre ursprüngliche Kraft einbüßten. Die veränderten Texte gingen in die neuen Gesangbücher über, die damals allerorten unter rationalistischem Einfluß entstanden, und wurden so den christlichen Gemeinden zum Gebrauche aufgenötigt.

In Württemberg erfreute sich das 1741 eingeführte, stark pietistisch gefärbte Landesgesangbuch alter Anhänglichkeit und Beliebtheit. Schließlich hatte aber auch sein Stündlein geschlagen. Der einzige, aber energische Vertreter des Rationalismus im Stuttgarter Konsistorium, Georg Friedrich Griesinger, setzte 1791 die Einführung eines neuen Landesgesangbuches durch, das er selbst mit Hilfe des Prälaten Balthasar Sprenger und unter Beiziehung Gotthold Stäudlins als weltlichen Sachverständigen bearbeitet hatte. Man scheute sich zwar, allzu radikal vorzugehen: manche alte Lieder, darunter die Luthers, blieben verschont; aber noch größer war die Zahl derer, welche sich die Umdichtung

gefallen lassen mußten oder ganz ausfielen, um durch neuzeitliche ersetzt zu werden. Dieses Gesangbuch begegnete bei den Württembergern tiefem Mißtrauen und beunruhigte namentlich das Landvolk, dem es zumute war, als ob man ihm mit dem alten Ausdruck auch den alten Glauben nehmen wolle. So stieß die Einführung nicht bloß auf Widerspruch, sondern sogar auf Widerstand; es gärte da und dort, und die Unruhen dauerten bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein.

Noch früher war der katholische Kirchengesang in Württemberg im rationalistischen Geiste umgebildet worden. Dies geschah unter dem starken persönlichen Einfluß des Herzogs. Aufgeklärt, wie er war, setzte er seinen Stolz darein, freisinnige Geistliche an seinen Hof zu ziehen, deren geschmackvolle und geistreiche Predigten auch von Protestanten gerne besucht wurden. Im Frühjahr 1784 wurde auf die erledigte Stelle eines Hofkaplans aus Kloster Neresheim Pater Benedikt Maria Werkmeister (1745—1823), von Güssen gebürtig, berufen, derselbe, den wir schon als Gesellschafter Schillers angetroffen haben. Alsbald machte er sich im Auftrage Serenissimi daran, ein „Gesang-Buch nebst angehängtem öffentlichen Gebete zum Gebrauche der Herzoglich Württembergischen katholischen Hofkapelle“ zusammenzustellen, das noch im Jahre 1784 erschien. Dem Wunsche des Herzogs Rechnung tragend, einerseits „den Gottesdienst einigermaßen auf die Muttersprache zurückzuführen“ und andererseits mit „einer wahrhaft christlichen Duldung und Gewissensschonung“ nur solche Gesänge aufzunehmen, die das praktische Christentum empfehlen und von allen Christen mitgesungen werden könnten, wählte der Herausgeber ausschließlich Stücke, „welche den Geist gemeinschaftlich anerkannter Wahrheiten atmen und zur allgemeinen Christenerbauung dienen“, und schöpfte hauptsächlich aus den evangelischen Liederschätzen. Werkmeisters Vorrede zu diesem Gesangbuch ist ganz aus den Gedankengängen des Begründers der Karlschule heraus geschrieben, und wir stoßen hier auf den philosophisch-ethischen Gehalt der dort geübten Pädagogik wieder. Das sehr geschickt und sorgsam gefertigte Gesang- und Andachtsbuch hatte großen Erfolg, erlebte rasch hintereinander mehrere, jedesmal bereicherte Auflagen und kam sogar in die Hände vieler Protestanten. Herzog Karl ließ es auch in der Pfarrkirche zu Hofen und bei den wenigen übrigen katholischen Gemeinden des Landes einführen.<sup>20)</sup> Da diese jedoch der bischöflich konstanziſchen Gerichtsbarkeit unterstanden, so stieß die Reform auf Schwierigkeiten. Man vermüßte in Konstanz an vielen der von Werkmeister ausgewählten Gesänge die nötige „Salbung“ und stieß sich noch mehr daran, „daß man bei öffentlichen katholischen Gottesdiensten über alles jenes stillschweigend hinausgehen solle, was die katholische Religion von andern unterscheidet“. Auch dieses Beispiel zeigt, wie Herzog Karl mit der Zeit mehr und mehr in die Rolle des aufgeklärten Despoten hineingewachsen ist.



Benedikt Maria Werkmeister



## Anmerkungen

1) Schillers mutmaßliches Gedicht auf Joseph II.: Staatsanzeiger für Württemberg 1903, Beil. zu Nr. 85, S. 654; Edward Schröder, Vom jungen Schiller. III. Die beiden Gedichte auf den „Grafen von Falkenstein“, in den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-histor. Klasse, 1904, Heft 2.

2) Vgl. Marbacher Schillerbuch, S. 189 ff.

3) Die Grabchrift steht in Württ. Jahrb. 1863, I, S. 215, auch bei Vely, Herzog Karl von Württemberg und Franziska von Hohenheim, S. 148 f. S. auch oben S. 50.

4) Die Liste der Vergabungen der Dichter etc. im Messenger des Sciences historiques, ou Archives des Arts et de la Bibliographie de Belgique (Gand 1860), S. 122—124.

5) Die volkstümlichen Gedichte in Pfaffs Kollektaneen auf der K. Landesbibl. Stuttgart, Histor. Handschriften in Folio Nr. 739, III, Folio-Kapsel ee Nr. e; vgl. dazu Pfaff, Gesch. des Fürstenhauses und Landes Württemberg III, 2, S. 300 f., 369—372, 435. Die Verhöhnung der Siegesfeier von 1759 in einer besonderen Schrift von 19 Quartseiten: „Wahrhaftige und glaubwürdige Relation von dem großen und Prachtvollen Sieges-Feste . . . von Franz Ludwig Stelzfuß . . . zu finden zu Hamburg in Garmens Zeitungs-Bude bey der heil. Geist-Kirche. 1759.“

6) Über Uriot existiert ein als Broschüre gedruckter Nachruf, den ihm die Akademie in lateinischer Sprache gewidmet hat, mit Biographie und Verzeichnis seiner Schriften. Seine schauspielerische Laufbahn wird darin ganz verschwiegen.

7) Über das Verhältnis des Herzogs zu Voltaire s. namentlich Paul Sakmann. Eine ungedruckte Voltairekorrespondenz (Stuttgart, 1899).

8) Über des Herzogs Verhältnis zu Haller vgl. (Berner) Bund, Sonntagsblatt 1903, Nr. 21.

9) Über Lavaters Verhältnis zu Herzog Karl, Franziska und Schwaben vgl. P. Beck im Diözesanarchiv von Schwaben 1902, S. 34 ff. und R. Krauß in der Neuen Zürcher Ztg. 1903, Nr. 124 Morgenbl.

10) Über Goethes Besuch in der Akademie vgl. „Beschreibung des Neunten Jahrs-Tags der Herzoglichen Militär-Akademie“ (Stuttgart 1779), Schloßberger in Bes. Beil. des Staatsanzeigers für Württ. 1879, S. 481—485, R. Weltrich, Friedrich Schiller S. 280—283; ferner H. Wagner, Gesch. der Hohen Carls-Schule I, S. 271 und Strauß, Ges. Schriften 8, S. 301. Wenn man die Richtigkeit des Hovenschen Berichts durchaus aufrecht erhalten will, so müßte man geradezu annehmen, daß Consbruchs Citat aus dem Werther nachträglich in der offiziellen Fassung seiner Rede unterdrückt worden sei.

11) Quelle zum Verhältnis zwischen Herzog Karl und Schiller ist in erster Linie der erste Band von Richard Weltrichs „Friedrich Schiller“; ferner die 2 ersten Bände von J. Minors „Schiller“. Nach dem subjektiven Dafürhalten des Verfassers ist auch Weltrichs Urteil über den Herzog um einige Nuancen zu hart ausgefallen, obgleich sich dieser gründlichste aller Schillerbiographen ehrlich bemüht hat, auch jenem gerecht zu werden.

12) Vgl. Biographie des Doctor Friedrich Wilhelm von Hoven (Nürnberg 1840), S. 70—72. Man pflegt die Anstellung Hovens als eine Bevorzugung dieses gegenüber Schiller hinzustellen. Daß aber Hoven und nicht Schiller den Ludwigsburger Posten erhielt, war darum ganz natürlich, weil des ersteren Vater Intendant des dortigen militärischen Waisenhauses war.

13) Der Herzog und die Ankündigung der Rheinischen Thalia: Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 226. — Näheres über die Stuttgarter Erstaufführungen der Räuber s. in Schwäb. Kronik 1902, Nr. 546, Sonntagsbeil.

14) Hübner muß schon im 18. Jahre als Lehrer an der Karlschule angestellt worden sein, wenn man nicht etwa annehmen will, daß sich in die Personallisten der Anstalt ein Fehler eingeschlichen habe.

15) Eine vollständige Darstellung von Schillers (ebenso Schubarts) Lebensgang und Wirksamkeit, die als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, wäre aus dem Rahmen dieses Werkes gefallen und mußte darum unterbleiben.

16) Über Schaul und Karl Eugen Haug vgl. Schwäb. Kronik 1902, Nr. 474, Sonntagsbeil.

17) Abels Mitarbeiterschaft an der Schillerschen Anthologie ist bei Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 111 nachgewiesen. Ganz unwahrscheinlich ist, daß auch Schillers Mitzöglinge Ferdinand Friedrich Pfeiffer und Georg Johann Graf von Zuccato Mitarbeiter der Anthologie gewesen seien. Pfeiffer, Kameralist, lieferte außer nationalökonomischen Schriften nur 1781 eine Übersetzung von Voltaires Komödie „Nanine, oder Das besiegte Vorurteil“; Zuccato, Offizier, scheint überhaupt niemals literarisch tätig gewesen zu sein.

18) Cong' und Reinhardts Besuch auf dem Asperg ist bezeugt bei Julius Hartmann, Schillers Jugendfreunde, S. 18.

19) Eine vollständige Aufzählung aller inner- und außerhalb Württemberg unter Herzog Karl lebenden Dichter württembergischen Ursprungs zu geben, konnte nicht der Zweck des vorstehenden Artikels sein; die Autoren, die etwa hier vermißt werden sollten, finden sich im ersten Bande meiner Schwäbischen Literaturgeschichte erwähnt.

20) Die Nachrichten über Einführung des katholischen Gesangbuchs gehen auf ungedruckte Akten des K. Staatsarchivs Stuttgart zurück.

Rudolf Krauß